L. F. Clauß

Die nordische Seele

L. F. Clauß

Die nordische Seele

Die nordische Seele

Eine Einführung in die Rassenseelenkunde

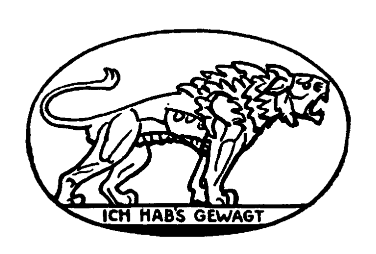
Von

Ludwig Ferdinand Clauß

Mit 48 Kunstdrucktafeln
zumeist nach Aufnahmen des Verfassers

8., durchgesehene und erweiterte Auflage

37.—42. Tausend



J. F. Lehmanns Verlag, München/Berlin 1940

Druck von Kastner & Callwey / München
Printed in Germany

Inhalt

1. Verstehen und Nicht-Verstehen 7
2. Die Seele und ihre Welt 9
3. Der Griff in die Welt 13
4. Die Grenze des Verstehens 15
5. Zweierlei Artung: Leistungsmensch und Enthebungsmensch (Nordisch und Ostisch) 17
6. Seele und Landschaft: Nordland und Mittelmeerland . . . 19
7. Der Abstand als Feld des Ausgriffs 25
8. Nordische Gemeinschaft 33
9. Schicksal und Einsamkeit 44
10. Nordisch und Fälisch. „Germanisch“ 54
11. Nordisch und Mittelländisch. „Romanisch“ und „Welsch“ 60
12. Die ostische Seele und ihr Zerrbild 76
13. Die nordische Entscheidung 87
14. Noch einmal: Seele und Landschaft. Der Ostraum . . 104
15. Zu den Bildern 117

Nachwort 133

Stichwörter- und Namenverzeichnis 135

I. Verstehen und Nicht-Verstehen.

In einer Schenke irgendwo im Schwarzwald zankten sich einmal zwei Geschwister, Sohn und Tochter des Wirts. Der Sohn war eine sehnige Erscheinung, hoch und breitgeschultert, aber schlank in den Hüften und spielend in den Gelenken. Seine Stirne bog sich jäh an beiden Schläfen und setzte sich in scharfer Kante ab von den Seitenflächen seines Gesichtes, die in langen Linien bis hinab zum Mund hinführten und zu dem vorgestoßenen Kinn. Nach rückwärts aber schwang sich aus der Stirn der Umriß des schmalen Schädeldaches, das — wenn man von der Seite zusah — weit über die Linie des schlanken Nackens ausbog. Hell und leicht flog ihm das Haar im Winde und ließ die Kurve des Schädeldachs noch jäher scheinen. Aus tiefen Höhlen griffen seine Augen mit stählerner Helle in die Welt.

Ganz anders seine Schwester. An ihr war alles kurz und rund und dunkel. Ihre Äuglein waren wie hinter kleinen Polstern versteckt, und wenn — wie jetzt im Streit — ihre Miene sich verzerrte, verschwanden sie fast völlig, und ihr Gesicht sah dann aus, als ob es ganz und gar aus zuckenden Polstern bestünde. Die Art ihres Streitens unterschied sich sehr von der des Bruders. Denn dieser sprach nicht viel und fuhr gelassen fort in seiner Arbeit. Das aber gerade reizte die Schwester noch mehr: die Worte flossen immer reichlicher und gerannen zuletzt in einem schluchzenden Krampf, der keine Befreiung brachte. Der Bruder sagte: „Sie mault in sich hinein.“ Sie aber fand keinen Weg aus ihrer hilflos keifenden Wut und wendete sich zu uns, den fremden Gästen, deren Fremdheit ihr plötzlich mit der des Bruders zusammenfallen mochte und ihr feindlich schien wie diese, denn sie schrie uns einen Fluch zu, der nicht einem einzelnen galt, sondern der gesamten „roten Rasse“. — „Rot“ war in ihrem Munde ein Schimpfwort, das nach dem rötlich blonden Haar ihres Bruders zielte.

Das Seltsamste aber war, daß die beiden sich um gar nichts stritten. Sie zankten sich immer: der Zank war die Weise ihres Verkehrs und entsprang nicht aus besonderem Anlaß, sondern offenbar aus einem tiefgegründeten Hasse. Wer den beiden eine Weile zusah, wußte bald: diese beiden werden niemals ein Ende ihres Zankes finden, denn sie verstehen sich nicht und können sich nicht verstehen.

Woher aber das? Warum konnten sie einander nicht verstehen? Die Schwester fühlte es wohl und sagte es auch mit jenem Wort von der „roten Rasse". Was die Schwester sich bei jenem Worte gedacht hat, wissen wir nicht; das aber war deutlich: daß jenes Wort ein hilfloser Ausdruck ihres Hasses war, eines tiefen, ohnmächtigen und doch unauslöschlichen Hasses gegen etwas ihr unangreifbar Fremdes, das im bloßen Wesen ihres Bruders sie ansprach, aber notwendig so sie ansprach, daß sie es nicht verstand.

Wo sollen wir die Gründe suchen für dieses Verschiedensein und Geschiedensein, das in diesen Geschwistern bis auf die Wurzeln ihres Wesens reicht, so daß sie niemals einander verstehen können? Geschwister sind sie ja doch: aus einem Schoße geboren und vom selben Vater gezeugt; sollten wir da nicht meinen, sie müßten „gleichen Blutes" sein?

Manch einer denkt hier vielleicht: dies ist ein Einzelfall, an welchem der Fachmann sich versuchen mag, uns bleibe man damit ferne. Ich würde den Fall aber hier nicht vorgelegt haben, wenn er nicht uns alle beträfe und gar viel beleuchtete. Dergleichen ist mir, seit mein Blick geschärft ist, oft begegnet, allzu oft, nicht nur im Schwarzwald, sondern fast überall im Lande: daß Volks- und Stammesgenossen und selbst Geschwister eins das andre auf keine Weise verstehen können und einander oft als völlig fremd, ja als fremdrassig empfinden; und dies oft auch dann, wenn sie äußerlich nicht verschiedenen Schlages sind.

Das also ist der Zustand in unserem Volke? Schranken des Verstehens laufen da: nicht gemeinsame, die alle Glieder unsres Volkes oder wenigstens je eines Stammes, einer Sippe unter sich umschlössen; sondern Schranken des Verstehens, unüberschreitbare, laufen sogar zwischen solchen, die aus dem selben Stamme, ja aus dem selben Mutterschoß entsprungen sind und von denen wir deshalb zu sagen pflegen, daß sie gleichen Blutes seien. Wo ist denn da die Einheit, die das Volk zum „Volke" macht? Was sollen wir das gemeinsam „Deutsche" nennen bei solcher Verschiedenheit, bei solchem Sich-Widerstreiten des

Verschiedenen? Es liegt ja, auch in unserem Beispiel, das Schwergewicht der Verschiedenheit nicht in der Erscheinung der Leiber, etwa in der Blondheit oder Schwärze des Haars: wir finden auch bei schwarzem Haar und gedrungenem Wuchs oft gleichsam blonde und schlanke Seelen, d. h. solche Seelen, zu denen — wenn wir vorgreifend so sagen dürfen — ihrem Stile nach ein blonder und schlanker Leib gehört. Der Riß geht tiefer: er geht zwischen Seele und Seele, er geht oft zwischen einer Seele und ihrem Leibe, ja durch eine Seele selber mitten hindurch — oft mehr als nur ein einziger Riß. Wer scharfe Augen hat, kann überall auf seinem Wege Menschen finden, Mann und Frau, sich liebende, die sich vergeblich zueinander mühen: ein starkes Begehren drängt hinüber vom einen zum andern, und dennoch müssen beide immerfort einander wehe tun, sich kränken, sich verwunden, so oft nur immer eines das andere seelisch berührt: sie lieben sich, begehren sich, und verstehen einander doch nicht.

2. Die Seele und ihre Welt.

Wie ist Verstehen möglich? Wie ist Nicht-Verstehen möglich? Was eigentlich wird durch ein echtes Verstehen erfaßt? Gibt es eine Grenze, über die hinaus es kein Verstehen gibt? — In diesen Fragen liegt noch die andere Frage eingeschlossen: was eigentlich dürfen wir, in einem streng gefaßten Sinne, „ein Verstehen" nennen?

Wir gehen aus von einfachsten Fällen des Alltags. Wenn zwei Seelen auf ein und dasselbe Ding ihrer Umwelt gerichtet sind und über dies Ding miteinander reden und im Reden einander „verstehen": was denn tun sie da? Und: haben denn wirklich beide das selbe Ding vor Augen, so daß die Rede beider vom selben Gegenstande abgelesen wird?

Ein Beispiel. Eine verarmte Witwe ist gezwungen, das Arbeitszimmer ihres Gatten zu vermieten. An der Wand hängen Bilder. Es sind prunkhaft gemalte Stücke in teuren Goldrahmen: ein Familienbildnis, eine italienische Landschaft, ein Seestück. Das Zimmer wird ausgeschrieben, und eines Tages meldet sich der erste Mieter. Die Witwe zeigt ihm das Zimmer, und wie sie es betritt, übermannt sie die Erinnerung. Da ist kein Stück, das nicht seine Geschichte hätte. In diesem Sessel saß ihr Mann bei der Arbeit, in jenem, wenn er

ruhte. Die italienische Landschaft ist ein Geschenk des Gatten zur Erinnerung an die gemeinsame Hochzeitsreise, und das Seestück — ach, davon kann sie schon gar nicht reden. Die ganze Geschichte ihrer Ehe spricht aus den Möbeln und den Bildern zu der alten Frau — aber nur zu ihr, nicht auch zu dem Mieter. Der ist Kaufmann, will „einen repräsentablen Raum" mit bequemen Klubsesseln für sich und seine Geschäftsfreunde. Wohl, der Raum ist an sich das, was er sucht, und der Preis ist vernünftig, aber — was die gute Frau da alles sieht, das ist ihm nicht geheuer. Er hört ihr höflich zu, ein wenig gerührt und ein wenig gelangweilt, und denkt bei sich: Die pietätvollen Reden der alten Dame würden mir eines Tages zu viel werden. Empfiehlt sich und sucht sich ein anderes Zimmer, das weniger geladen ist mit Erinnerungen, die nicht die seinen sind. — Der nächste ist ein Student der Kunstgeschichte. Sein erster Blick fällt auf die gläserne Türfüllung mit Lilienranken im Jugendstil, sein zweiter auf den geschnitzten Schreibtisch im Unstil der Achziger Jahre, und dann — die Bilder! Prunkvoller Kitsch in goldüberladenen Rahmen! Das ist genau das, womit man ihn jagen kann. Er steht mit hängenden Schultern und wortloser Duldermiene, aus der die bedauernswerte Frau Verständnis und Mitgefühl zu lesen glaubt, während für sie aus jedem einzelnen Ding, das in diesem Raume steht, Erinnerungen quellen, die nun zusammenrinnen in dem dünnen Bächlein ihrer Rede. Der Student nimmt sich endlich zusammen, wirft einen feindlichen Blick auf all die ihm empfohlenen Gegenstände, die ihn spöttisch angrinsen wie durchtriebene Quäler, sagt dann: Ich muß mir die Sache überlegen — ich komme wieder! und ergreift die Flucht.

Es vergehen Wochen. Die Mieter kommen — und gehen. Keiner mietet, keiner kommt zurück. Die alte Frau fängt an, sich zu grämen. Sie war doch bereit, ihr Heiligtum zu opfern. Und sie sagt es doch jedem, daß dies ihr Heiligtum ist, und sie erklärt es doch jedem, was jeder einzelne Gegenstand darin bedeutet. Sind die Menschen so schlecht geworden, daß sie das alles nicht mehr sehen können, wo es doch fast mit Händen zu greifen ist? Sie hat der Welt ein Opfer angeboten, und die Welt hat es verschmäht. — Über solchen Gedanken merkt sie es kaum, daß ihre Mittel schon mehr als geschwunden sind, und eines Tages meldet sich der Gerichtsvollzieher. Auch er betritt den erinnerungsreichen Raum. Auf die Reden der alten

Witwe hört er schon gar nicht hin: er „kennt das schon". Was die Leute nicht alles erzählen! Lockt man wohl einen Käufer an für diese italienische Landschaft, wenn man ihm sagt, das Bild bedeute für die Witwe Sowieso eine Erinnerung an ihre vor 50 Jahren stattgehabte Hochzeitsreise? Das Vollstreckungsrecht kennt Tauschwerte, weiter nichts. Ist dieses Bild absetzbar und zu welchem Preise? Kunst oder Kitsch — auch diese Wertung ist dem Manne fremd. Er kennt nur einen Maßstab und gebraucht ihn meisterlich: das ist der Geschmack der Käufermasse. Und für diesen ist das Bild entschieden eine Attraktion, denn es ist anspruchsvoll, sieht teuer aus und gibt sich als Zeuge für die Kapitalkraft seines Besitzers. Der Gerichtsvollzieher klebt seine Pfandmarke an, denn die Frau kann nicht nachweisen, daß dieses Bild zu ihrer unpfändbaren „Kompetenz" im Sinne des Vollstreckungsrechtes gehöre.

Mit allen drei Besuchern hat die alte Witwe über dieselben Dinge gesprochen, und während sie spricht, stehen die Dinge da, und über die Dinge gebreitet und in sie hineingeprägt ist die ganze Geschichte einer Gemeinschaft zwischen zwei Menschen, die Geschichte einer fast fünfzigjährigen Ehe — so deutlich, fast mit Händen zu greifen. Und keiner sieht es außer ihr allein. Die alte Frau und ihre drei Besucher, alle stehen sie da vor dem „an sich selben" Ausschnitt der Gesamtwelt, und jedem gibt er sich anders. Denn jeder bringt eine andere innere Umwelt mit sich, in die das Zimmer, dieser kleine Weltausschnitt, hineintaucht, und so empfängt es im Bewußtsein jedes dieser vier einen anderen Sinn und „ist" somit für jeden etwas anderes.

So stehen für jeden von uns die Dinge seiner Umwelt vor ihm da: als etwas, das seinen Sinn empfängt aus der Geschichte seiner Seele. Die Geschichte jener Witwe hat sich ganz anders abgespielt als die Geschichte jedes ihrer drei Besucher, und aus der Geschichte ihres Erlebens heraus sind ihr die Dinge geprägt als eigen, vertraut, geweiht durch den Gebrauch eines geliebten Menschen, ein Stück Heimat usw. Für sie lebt dieser Sinn in diesen Dingen, nur mit diesem Sinne, mit diesen Bedeutungen sind die Dinge für sie da: die Bedeutungen sind für sie die Seele dieser Dinge. Aber nur für sie. Für alle, die nicht teilhaben an der Geschichte dieser verlassenen Alten, sind alle diese Dinge seelenlos und leer. Gewiß, sie sind „da" auch für die anderen. Auch der Student der Kunstgeschichte sah ein Bild vor sich, als die Alte davon sprach. Gemeinsam aber war den

beiden nur der leere Außensinn „ein Bild“. Für die alte Frau lebt in dem Innern dieses Sinnes „Bild“ eine ganze Fülle von tieferen Innensinnen, und tausend Erinnerungen sprachen sie lebendig daraus an. Auch der Student warf, als er das Bild ansah, einen Innensinn in die leere Sinneshülse „Bild“: Kitsch, Prunkstück für Philister, Greuel der Gründerzeit, Folterwerkzeug für jede kunsterweckte Seele. Und eben darum verstand er die Alte nicht. Beide glaubten sie, „das selbe Ding“ vor Augen zu haben, aber die Selbigkeit betraf nur die leere Sinneshülse.

Was für die Frau und ihre Besucher galt, gilt für uns alle. Fast immer, wenn Menschen über irgend etwas miteinander reden, vermeinen sie, den selben Gegenstand vor Augen zu haben, während ihnen gemeinsam nur die Hülsen der Dinge sind. Für jeden aber ist die Hülse anders durchseelt, und das bedeutet: vor jedem steht — im Grunde genommen — ein anderer Gegenstand. Oder wir reichen im Gespräche dem andern ein Ding mit unserer Durchseelung hin, er aber nimmt nur die Hülse und durchseelt sie, im Nehmen, mit einem anderen, uns fremden Sinne. Oder: wir haben durchseelte Dinge, sinnstrahlende, vor uns und leben, wenn wir sie schauen, in der lebendigen Bedeutung, der „Seele“ des Dings; ein Fremder aber hat „die selben“ Dinge nur als leere Hülsen. Ein Beispiel. Als 1918, nach dem Abzug der letzten deutschen Heeresteile, auf dem elsässischen Ufer des Rheins die deutsche Fahne niederging und die französische stieg, sah diesseits eine große Menge in schweigendem Schauder zu. Da rief ein Mensch aus der Menge: Es ist doch ganz einerlei, ob da drüben d e r Fetzen Tuch hängt oder ein anderer! — Was für die einen „Fahne“ war (und das besagt: ein geheiligtes Sinnbild), das war für jenen anderen „ein Fetzen Tuch“: derselbe Gegenstand „ist“ beides, wenn auch nicht beides zugleich für eine und dieselbe Seele. Es gibt Seelen, die ein Ding noch als Sinnbild (hier als „Fahne“) zu fassen und zu erleben wissen, und andere Seelen, die solcher Dingbeseelung nicht mehr fähig sind oder es niemals waren. Die einen haben noch Sinnbilder, z. B. „Fahnen“, in ihrer Umwelt, die andern haben tote Fetzen.

Die Hülsen der Dinge können wohl wir alle, wir Menschen, uns gemeinsam machen und können sie unter uns tauschen; aber: können wir uns denn auch verstehen im tieferen Bereich der Dingerfassung? Können wir a l l e nicht nur die Hülsen, die Bälge, sondern auch d i e

innersten Sinne der durchseelten Dinge miteinander teilen? Offenbar nicht, wie unsere Beispiele lehren. Wenn aber nicht wir alle, welche von uns können es denn und mit wem?

Das ist die bange Frage, die es uns zu lösen gilt. Denn — das fühlen wir voraus — dieser Austausch der Tiefensinne, der Innensinne, der innersten Bedeutungen der Dinge, muß (soweit er möglich ist) ein wesentlicher Beitrag sein zu jenem Vorgang zwischen Seele und Seele, den wir gemeinhin „das Verstehen" nennen. Eine Verständigung über die Hülsen der Dinge, so scheint es, ist möglich zwischen allen Menschen (und vielleicht ein Stück weit noch, über die Grenzen des Menschseins hinweg, mit einem Teil der Tiere); ein Verstehen aber, das den Austausch der innersten Bedeutungen in sich schlösse, offenbar nicht. Soweit aber Verstehen möglich ist, soweit ist Gemeinschaft möglich, und wo kein Verstehen ist, da ist keine Gemeinschaft. Verschieden durchseelt aber sind die Dinge, die in der Umwelt der einen Seele stehen und die in der Umwelt einer anderen Seele; denn, wenn auch einmal die seelischen Umwelten zweier Menschen sich fast völlig gleichen in bezug auf einen bestimmten Bereich durchseelter Dinge, so unterscheiden sich doch die Umwelten dieser selben Seelen wieder in bezug auf andere Dingbereiche. Somit hat denn jeder von uns notwendig eine andere Umwelt, d. h. eine anders durchseelte Welt; und somit verstehen denn wir alle, so scheint es, einander nicht. Sind also Verstehen und Gemeinschaft (die doch im Verstehen gründet) gar keine Wirklichkeiten, sondern nur eine Forderung, ein Ziel, das wir niemals erreichen?

3. Der Griff in die Welt.

Ein Beispiel mag uns der Antwort näher bringen. Zwischen Konstanz und Stuttgart fährt der Schnellzug durch das obere Neckartal. Das Flüßchen, noch fast ein Bach, schlingt sich als schimmerndes Band in spielerischen Windungen durch die grüne Talsohle hin, die von bewaldeten Bergen umfaßt ist. Mein Blick in dieses köstliche Stück deutscher Landschaft war begrenzt durch den Kopf eines noch jungen Mannes, der am Fenster saß und sich mit einem Bekannten auf Schwäbisch über technische Dinge unterhielt. Er mochte ein Tief-

baubeamter sein. In seiner Erscheinung glich er stark dem jungen Mann in jener Schwarzwaldschenke — jenem blonden Bruder, der sich mit seiner Schwester stritt. Der hier war ins Gespräch vertieft und achtete wenig auf die Landschaft. Desto eifriger taten das zwei junge Mädchen aus Stuttgart, die mir gegenüber saßen. Die eine — es war seltsam — ähnelte sehr jenem rundlichen, dunklen Schwarzwaldmädchen in der Schenke, die ihren blonden Bruder und uns Gäste als „rote Rasse" beschimpft hatte. Nur war diese milder und lieblicher — so etwa, als wäre sie eine jüngere und zartere Schwester der Frau, die wir auf Tafel 33 dieses Buches zeigen. Ihre Freundin aber war helläugig und schlank.

Das Gespräch ging so. Das rundliche Mädchen entdeckte einen lauschigen Winkel drüben zwischen Berg und Bach, und sie träumte davon, sich dort ein Häuschen zu bauen mit einem kleinen Garten, und in dem Garten sollten viele Sorten bunter Blumen stehen in kleinen und kleinsten Beeten. Und diese Blumenbeete wollte sie selber pflegen, und auch kleine Vögel in sauberen Käfigen, und die Ordnung und Pflege all dieser kleinen Wesen und Dinge sollte ihr einziges Tagewerk sein. Unwillkürlich wuchs aus ihren Träumen ein Bild japanischer Gärten vor mir auf. — Die Schlanke stimmte ihr nicht zu. Sie wollte überhaupt nicht unten im Tale wohnen, dort würde sie fürchten, vor Enge zu ersticken. Nein, wenn schon, dann droben an der Halde, wo man weit ins Land schaut.

Der Tiefbaubeamte hatte mit halbem Ohre gehört und zuletzt eine Weile schweigend dagesessen. Nun ging sein Blick den Blicken der Mädchen nach in die Landschaft, verfing sich in den kleinen, bauschigen Windungen des Flüßchens und wurde kritisch und finster. Dann sagte der Mann: der Bach da gehöre endlich einmal „g'rad g'legt".

Das rundliche Mädchen erschrak erst, dann kicherte sie in sich hinein. Sie nahm diese Äußerung als einen dummen Witz. Die Schlanke richtete ruhig ihre hellgrauen Augen auf den Mann, sah ihn prüfend und tadelnd an, doch sie verstand ihn.

Was denn verstand sie? Die Geschichte jenes Mannes war ihr völlig unbekannt, sie hatte ihn gewiß noch nie gesehen. Auch hatte sie keine technische Ausbildung erfahren, die in ihr einen teilweise ähnlichen Erlebnisablauf hätte wecken können wie in jenem. Die Dinge der Welt — auch diese Landschaft da draußen — waren sicher für

sie mit anderem Sinn erfüllt als für den Tiefbaubeamten. Um jedes von beiden stand eine andere Welt: eine Welt mit anderen Bedeutungen, mit anderem Innensinne, kurz: mit anderem Inhalt. Den Inhalt seiner Welt verstand sie nicht. Und doch verstand sie etwas. Sie verstand den seelischen Griff, mit dem er in seine Welt hineinfaßte. Bei der Rede ihrer Reisegenossin war ihr enge geworden: all diese kleinen und kleinsten Dinge, die dieses liebe, rundliche Mädchen in die Welt hineinsah, waren ihr fremd und machten sie ungeduldig. Doch was der Mann da mit dem jungen Neckar machen wollte, es schien zwar scheußlich, aber es „hatte wenigstens Zug". Er sah nicht lauschige Winkel, in die man sich einspinnt, sondern ungenutzte Wasserkräfte, die man zu leistender Arbeit zwingen kann. Wenn er fließendes Wasser sah, dachte er: wieviele PS? Das schlanke Mädchen dachte zwar dem Inhalt nach ganz anders. Wenn sie fließendes Wasser sah, dachte sie vielleicht an einen Freund, der im Faltboot fuhr und mit dem sie gern gefahren wäre: immer weiter hinaus, gleichviel wohin, immer weiter. War jenem PS-Menschen der Fluß eine ungenutzte Kraft, so war er für sie ein ungenutzter Weg: etwas, an dem sie etwas leisten möchte, um es selbst zur Leistung zu zwingen. Ihr Griff in die Welt hat gleichen Stil wie seiner: dies ist das Gemeinsame. Darum versteht sie ihn. Sie denkt nicht in PS und möchte nicht diese köstliche Landschaft, die sie als romantische erlebt, durch ein Geradelegen des Flusses zerstören. Aber auch sie hat um sich eine Welt, die nicht zu lauschigem Verweilen einlädt, sondern zu Ausgriff und Leistung. Ausruhen, ja, aber — um Gottes willen! — nicht „verhocken". Die Weise, wie jener Tiefbaubeamte in seine Welt sah, empfindet sie als geschmacklose Übertreibung, als eine Verzerrung, eine Karikatur — jedoch, als eine Verzerrung ihres eigenen Stiles, ihrer eigenen seelischen Gebärde.

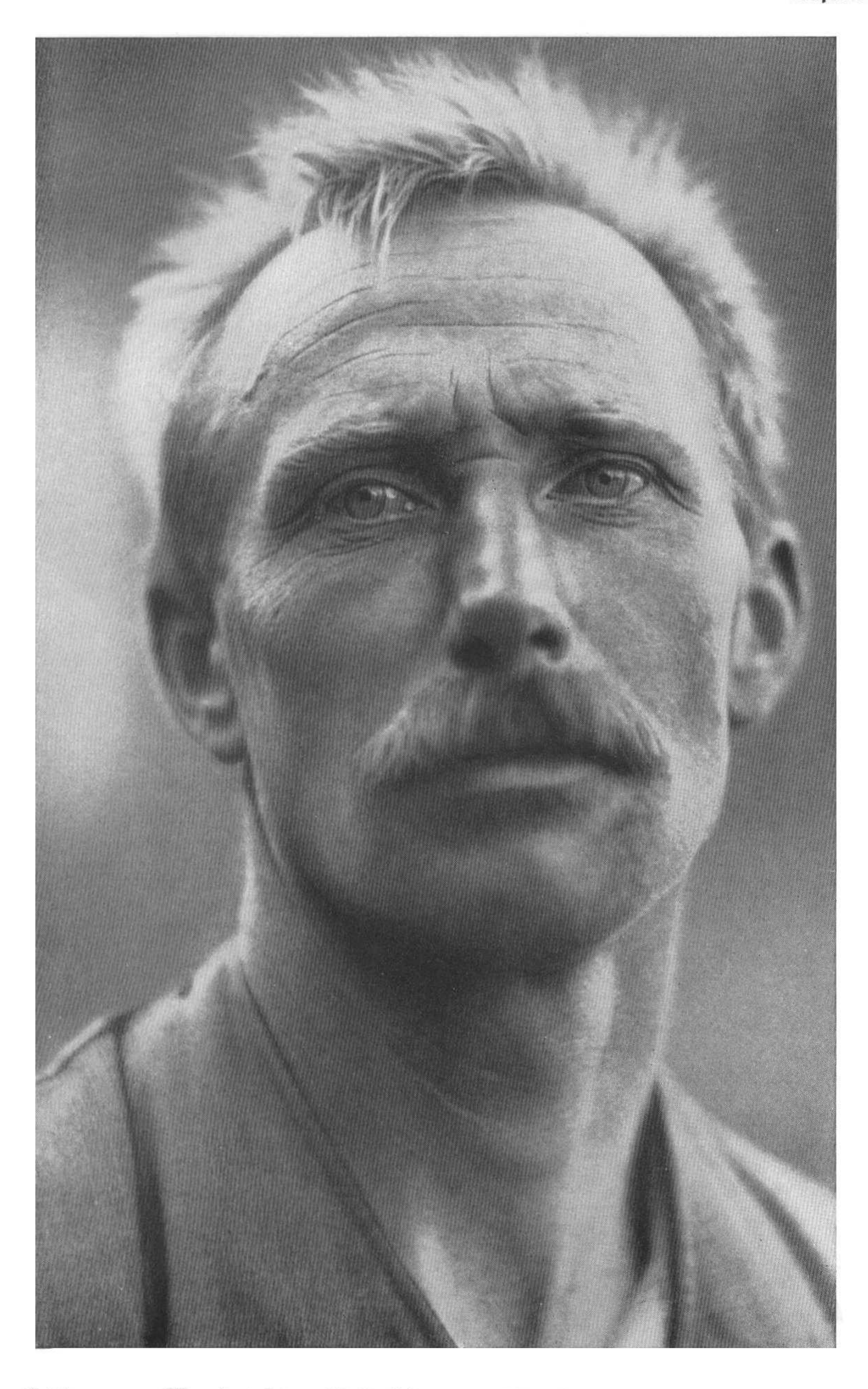
4. Die Grenze des Verstehens.

Wir fassen den Gewinn aus der Betrachtung unserer Beispiele mit folgendem Bilde zusammen. Die Seele steht in ihrer Umwelt, sie und ihre Dinge durchseelend, wie das Licht im Raume, ihn und seine Dinge durchleuchtend. So wie das Licht von seiner Quelle (z. B. der Sonne) aus den Raum bestrahlt und nun die Dinge des Raums,

das Licht rückstrahlend, selber leuchten, so bestrahlt die Seele ihre Umwelt mit Bedeutungen, und diese Bedeutungen strahlen ihr nun aus ihrer Umwelt wieder entgegen: nur mit diesen (der Seele entstrahlten) Bedeutungen sind die Dinge für die Seele da. Keine Seele aber strahlt genau die gleichen Bedeutungen auf ihre Umwelt aus wie eine andere Seele, und so steht denn, im Grunde genommen, *um jede Seele eine andere Welt.*

Bestrahlung mit Bedeutungen, Durchseelung, Erfüllung mit Sinn (in verschiedener Tiefe): all diese bezeichnenden Bilder weisen auf das im 2. Abschnitt beschriebene Wesensverhältnis der Seele zu ihrer Umwelt hin. Wir dürfen dies Verhältnis auch mit dem Bilde des *Prägens* erfassen: die Seele *prägt* ihre Umwelt, und nur mit den empfangenen Prägungen, nur in Prägung, steht ihre Umwelt vor ihr da. Keine Seele hat ihre Umwelt in genau den gleichen Prägungen wie eine andere Seele; daher kommt es, daß in ihrem tiefsten Grunde *jede Seele einsam* ist. *Diese* Einsamkeit gehört *zum Wesen* der Seele. Nichts anderes kann zwischen Seele und Seele rein gemeinsam sein als nur die Gebärde, mit der sie in ihre Welt hinausgreift. Nicht jede Seele aber greift in ihre Welt hinaus, nicht jede hat ihre Welt im Abstand sich gegenüber, nicht jede setzt sich zu ihr ins Verhältnis durch jenen Ausgriff in die Welt, den wir im vorigen Abschnitt zeichneten. Wir stellten daneben eine nicht ausgreifende Seele, die in einem anderen Verhältnis zu ihrer Umwelt lebt: ohne Abstand, ohne Gegenüber, ohne Ausgriff. Sie erlebt sich selbst und ihre Welt in einer anderen Weise, einem anderen Stile, den wir, als Gegenstück zum nordischen Ausgriffsstile, im folgenden und im 12. Abschnitt zu zeichnen suchen. Was zwischen Seele und Seele rein gemeinsam sein kann, das ist der Stil ihres Erlebens, die Erlebensweise, die seelische Gebärde; und nur diese ist zwischen Seele und Seele rein verstehbar.

Wenn zwei Seelen von gleichem Stile des Erlebens durchwaltet sind und mit gleicher Gebärde an ihre Umwelt rühren, so sagen wir, daß sie von *gleicher Artung* oder *gleicher Rasse* sind. Jene Geschwister im Schwarzwald aber, mit deren Betrachtung wir dieses Buch begannen: jene Geschwister, die sich immer zanken mußten und sich nie verstanden, waren von einander fremder Artung: ihr Erleben ging in grundverschiedenen Weisen, darum stand um jedes von beiden eine von Grund aus andersartige Welt.



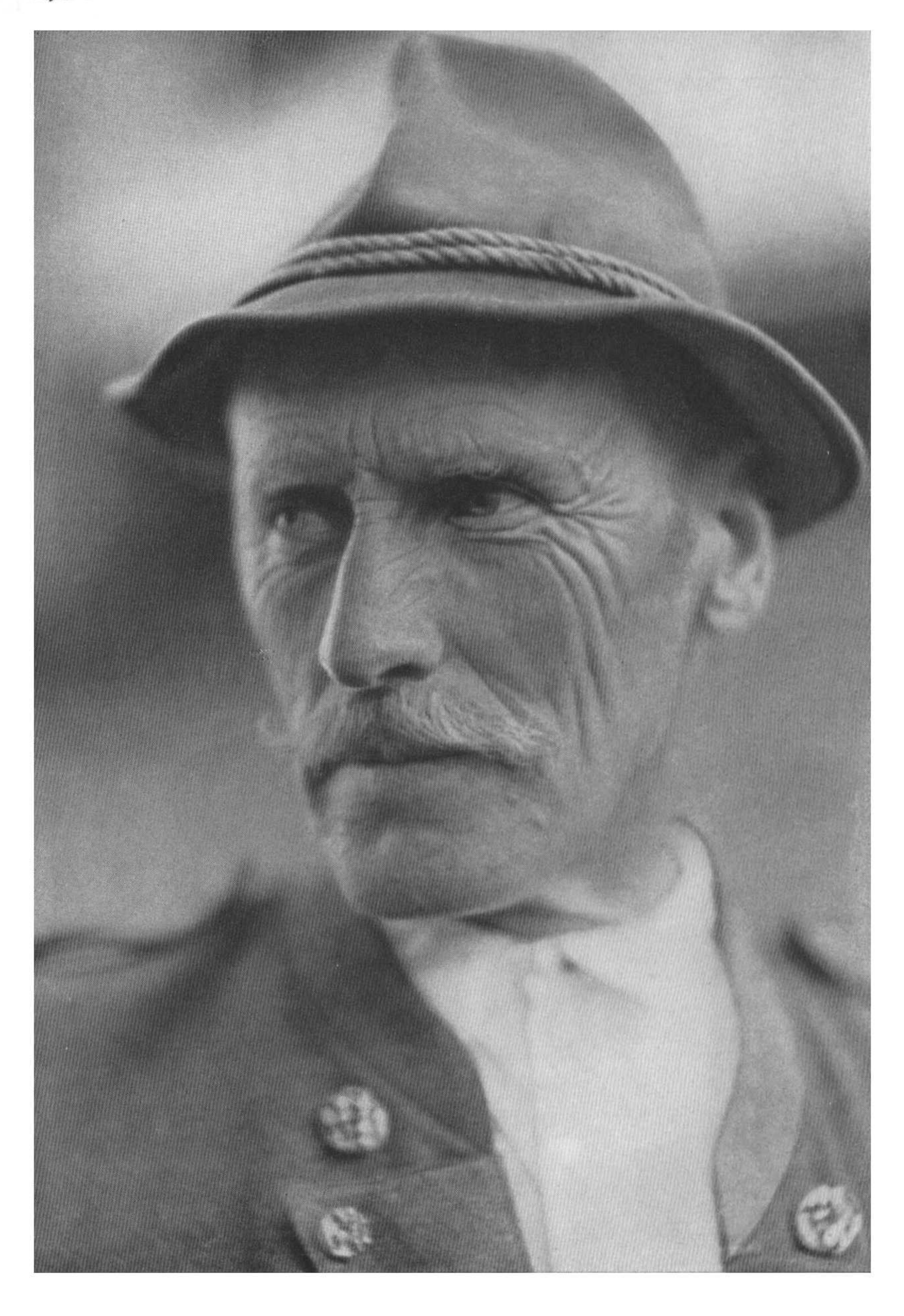
Leistungsmensch: hat seine Welt sich gegenüber, lebt im Abstand von ihr: nordischer Stil des Erlebens. Friesischer Bauer und Arbeiter



Strenge Anmut, schlichter Abstand. Jungmädchen nordischer Rasse aus Nordschleswig



Ausgreifender Glaube. Deutsche Dichterin schwedischer Abkunft (Clara Nordström)



Deutscher Bauer und Bergführer aus der Südostmark. Wesentlich nordische Züge

5. Zweierlei Artung: Leistungsmensch und Enthebungsmensch (Nordisch und Ostisch).

Unter einer Artung oder Rasse verstehen wir demnach nicht einen Klumpen von „Eigenschaften“ oder „Merkmalen“, sondern einen Stil des Erlebens, der die Ganzheit einer lebendigen Gestalt durchgreift [1]). Jedes der beiden Wörter — Artung und Rasse — meint hier das gleiche, nur jedes unter etwas verschiedenem Gesichtspunkt.

Wir stellen nun zwei stilisierte Artbilder in flüchtiger Umrißzeichnung einander gegenüber, um eines durch das andere zu beleuchten. Indem das eine Bild sich gegen das andere abhebt, tritt die Verschiedenheit ihrer Züge deutlich zutage: deutlicher als eine noch so ausführliche Begriffsbestimmung werden sie verständlich machen, was unsere Worte Artung, Erlebensweise, Stil des Erlebens und der Umweltprägung besagen wollen. Wir zeichnen diese Bilder zwar als reine Möglichkeiten, doch wählen wir als Beispiele solche, die wir für jeden sichtbar verwirklicht finden unter den Menschen, die uns täglich umgeben. Es sind dieselben beiden Artbilder, die uns auch schon bisher vor Augen schwebten: in jenen Geschwistern im Schwarzwald und den Fahrgästen im Neckartale. Doch wollen wir diesmal versuchen, die Stilgesetzlichkeit der einen Artung und daneben der anderen Artung gleichsam auf eine Formel zu bringen.

1. Es gibt eine Möglichkeit, in solcher Weise „die Welt“ zu erleben, daß sie vor der erlebenden Seele dasteht wie ein System von Gleisen, die alle zur Ausfahrt rufen: zum Ausgriff in diese so gesehene Welt. Die Welt steht gegenüber und die Seele steht gegenüber der Welt, zwischen beiden ist Abstand. Die Linie des Erlebens hat die gerade Richtung des fliegenden Pfeiles: die Richtung geht „hinaus“. Hinaus bedeutet hier einen unendlichen Fortgang, und das Draußen ist immer das noch nicht Ergriffene, noch nicht Befahrene, aber Befahrbare. Die Dinge der Welt sind lauter Dinge-wozu: Dinge, an denen oder mit denen eine Leistung möglich ist, die zu weiterer Leistung ruft und wieder zu weiterer und so fort. Die Welt ist gegenüber: „die Welt ist Gegenstand“ — eine Erkenntnis im Stile dieses Erlebens, die nur in diesem Stile sinnvoll ist. Aus allem Schauen,

---

1) Zum Begriff der Ganzheit im psychologischen Sinne vgl. auch Felix Krueger, Der Strukturbegriff in der Psychologie (2. Aufl. Leipzig 1931).

aller theoria, die sich in diesem Stile betätigt, leuchtet sie auf: sie ist die Grundformel aller so gearteten Philosophie. Die entsprechende praktische Formulierung hat etwa so zu lauten: „die Welt ist Widerstand.“ Widerstand ist — im Stile solchen Erlebens — etwas, das zum Angriff aufruft: ein Gleis zur Ausfahrt. In allem, was ein Mensch dieser Art im einzelnen leisten mag, ist seine Leistung von innen nach außen geschleudert (zentrifugal), ausgreifend und angreifend: unternehmend. Leben heißt ihm: in der vordersten Reihe kämpfen, und zwar um jeden Preis, auch um den des Unterganges. Mag es ein soziologisches Gesetz sein, daß die „Gruppe“ (Familie, Sippe) nichts Schlimmeres kennt als das Aufhören ihres Bestandes — hier scheint dieses Gesetz durchbrochen. Denn es gibt in der Erlebensweise dieser Art ein Untergehen, in dem — ohne zwingende äußere Not — die Gruppe frei ihren Untergang erwählt, um ihren Stil zu wahren. Der höchste Daseinswert im Sinne dieser Art ist somit eine bestimmte Weise des Heldentumes, wobei nicht nur an kriegerisches Heldentum zu denken ist.

2. Es gibt eine Möglichkeit, „Welt“ zu erleben als etwas, darin sich kleine Ausschnitte bilden, kleine und kleinste Kreise, die sich selbst genügen und in sich selbst begrenzen, um sich zu schützen gegen alles „Draußen“. Das Draußen ist einer so erlebenden Seele nicht die eigentliche Welt, sondern die Un-Welt, nicht die Um-Welt: die Seele strebt, es in sich hineinzuziehen, bis es kein Draußen mehr ist. Was sie nicht so sich einverleiben oder doch sich nahe bringen kann, ist für sie nicht da oder es wirkt als bloße „Störung“ (nicht als Widerstand). Die Dinge ihrer Welt sind ihr nicht Dinge-wozu, sondern Dinge-darin: Dinge, in denen immer feiner gesponnener Sinn sich aufspüren läßt; Dinge, die man in seiner Nähe, seinem Dunstkreis sammelt und „sich anlegt“ wie eine schützende Hülle des eigenen Seins, und denen man sich doch eingereiht oder besser: an sie verteilt weiß. (Die Dinge haben Anteil an der Seele und entheben sich so gleichsam der Schwere ihres Dingseins. Und wiederum enthebt sich die Seele ihrer eigenen Schwere, indem sie sich an ihre Dinge verteilt.) Der wertvollste Zustand ist die vollkommene Selbstentäußerung der Seele, die sie als eine Enthobenheit erlebt: Enthobenheit vom eigenen Wichtigsein. Und wiederum ist in diesem Zustand der Seele auch die umhüllende Welt ihrer Wichtigkeit enthoben. Das ist — im Sinne dieser Erlebensweise — der Zustand vollendeter Weisheit.

(Vgl. hierzu den 6. Abschnitt meines Buches „Rasse und Seele" und den 12. Abschnitt des vorliegenden Buches.)

Wir könnten die erste dieser beiden Erlebensweisen den Stil des Ausgriffs nennen: Ausgriff ist für den Menschen dieser Artung die bestimmende Gebärde seines Welterlebens. Wir sprechen statt dessen vielleicht zeitgemäßer vom Leistungsstil und Leistungsmenschen, weil für den Menschen dieses Stiles die Leistung der leitende Wert ist und jede Handlung ihm letzten Endes zu einer Leistung wird. Wir verwenden daneben die Bezeichnung „nordischer Mensch", die sich im nächsten Abschnitt rechtfertigen wird. — Die zweite Menschenart nennen wir — nach dem sie leitenden Werte — den Enthebungsmenschen; daneben gebrauchen wir — in einem später zu klärenden Sinne — die Bezeichnung „ostischer Mensch".

6. Seele und Landschaft: Nordland und Mittelmeerland.

Die Gebärde der Seele, mit der sie in ihre Welt greift, gestaltet das Gelände dieser Welt zur „Landschaft". Landschaft ist nicht etwas, das die Seele vorfindet, etwas Fertiges, sondern etwas, das sie bildet kraft der artbestimmten Gebärde ihres Schauens. Freilich kann sie nicht willkürlich aus jedem beliebigen Gelände jede beliebige Landschaft bilden. Das Gelände ist der Stoff, in das die Seele ihren Stil hineinwirkt und es so zur Landschaft macht; aber nicht aus jedem Stoffe läßt sich das Gleiche gestalten. Das Gelände bietet der Seele Möglichkeiten für die schauende Gestaltung; aber nicht jedes Gelände bietet die gleichen Möglichkeiten. Ein Gelände, das dem Ausgriffsmenschen, dem Leistungsmenschen zur stilgemäßen, zur „eigenen" Landschaft werden kann, muß anders beschaffen sein als ein Gelände, das sich für andere Rassen zur Landschaftsbildung eignet. Der Erdraum, der das geeignete Gelände zur Landschaftsbildung im Leistungsstile birgt, ist der „nordische" Erdraum: er stellt den stilgemäßen Hintergrund für den Leistungsmenschen. Daher nennen wir dessen Stil den nordischen Stil und ihn selbst den nordischen Menschen.

Wir heben nun die nordische Landschaft des nordischen Menschen ab gegen eine Landschaft anderen Stiles, die den Hintergrund, das stilgemäße Lebensfeld einer anderen Rasse bildet: der mittel-

ländischen Rasse, die nach ihrer stilgemäßen Landschaft, der Mittelmeerlandschaft, benannt ist[1]). Die stilgemäße Landschaft einer Rasse zeichnen heißt zugleich: den Stil dieser Rasse deuten. Die mittelländische Rasse ist ihrem Stile nach deutlich zu scheiden von der nordischen wie von der ostischen.

Wer jemals bei schwerer See um Skagens Horn gefahren ist, der hat es erlebt, wie da zwei Meere ineinanderbrausen, von denen jedes eine andere Farbe und jedes ein anderes Schrittmaß seines Wellenganges hat: die graugrüne Nordsee geht mit tief ausholendem Atem in meilenlanger Dünung, während das blauere Kattegat mit kurzen Wellen poltert. Alles scheint hier näher und enger zu werden, überall sehen wir oder ahnen wir rings die Ufer, und auch jenseits des Öresunds in der „offenen" Ostsee gewinnen wir nie wieder voll jenes Bewußtsein der freien Weite, der schrankenlosen Ferne, nie wieder ganz jenes drängende Machtgefühl, das die Landschaft der Nordsee verleiht. Und dennoch rückt der landschaftliche Stil der beiden Meere ganz nah zusammen für den, der sie mit der Landschaft des Mittelmeers vergleicht. Zwar die Adria ist — scheinbar — noch der Ostsee ein wenig verwandt; wer aber durch den schmalen Arm zwischen dem albanischen Festland und dem griechischen Kerkyra südwärts fährt, der erlebt es deutlich, wie sich hier die Meere scheiden: im Norden die Adria, die erst hellblau war und immer dunkler wurde, je weiter wir gen Süden fuhren, und nun ein anderes Meer, das hier das jonische heißt und mit welchem nun ein anderes Bild emporwächst. „Das purpurne Meer", sagt die Odyssee, und manch einer von uns hatte wohl als Schüler geglaubt, das sei eine gar merkwürdige und wohl unsinnige Bezeichnung. Aber das griechische Meer, ein Teil des Mittelmeers, vermag es, wirklich „purpurn" zu sein: wenn der Himmel weiß gestreift ist und der Südsturm in den Wogen wühlt, dann glüht die See in sattem, dunklem Rotblau bis hinab. Und es scheint auch, daß die Wogen dort in anderem Gange gehen als im Norden: wenn das Nordmeer rast und tobt in ungeheurem Aufruhr, mit einem Atem, der von Ferne zu Ferne verbraust, dann geht das griechische Meer in mäßig hohen, immer gleichen Wogen: stark und doch maßvoll gebändigt in aller seiner Bewegung.

Wer die See des Nordens kennt und ihrem Stile vertraut ist, mehr noch: wer ihren Wogengang in der eigenen Seele spürt, dem scheint

[1]) Vgl. den II. Abschn.: Nordisch u. Mittelländisch. „Romanisch" u. „Welsch".

es, als sei das griechische Meer keine See in unserem Sinne, und als müßten wir zu seiner Bezeichnung ein anderes Wort gebrauchen. Die See des Nordens atmet überall Unendlichkeit, und diese macht ihr eigentliches Wesen aus: alles ist auf die Ferne gestimmt, alles weist und drängt in die Ferne, die kein Ende hat. Auf dem Meere des Südens, dem Mittelmeer, ist alles immer nahe, und wo man kein Ufer mehr sieht, da ahnt man doch das Ufer, mehr noch: man spürt seinen Duft oder glaubt ihn doch zu spüren. Hier ist alles umgrenzt mit Gegenwart und mit immer maßvoller Schönheit. Und wenn über die nordische Landschaft die Wolken rastlos ziehen, weit oben und immer weiter ins ewig Ferne hin, und wenn die Sterne hoch sind und der Himmel blaß und fern, dann wölbt sich der südliche Himmel fast zum Greifen nahe, und seine Wolken lungern ohne Bewegung oder sie tummeln sich wie in neckendem Spiel. Der Norden erzieht seine Menschen zu immer neuem Aufbruch: ihr Blick greift immer ins Ferne und befriedet sich darum nie. Der Süden aber, das Mittelmeer und seine Ufer, laden ein zu immerwährendem Verweilen: hier ist alles Lockung und Da-Sein, beglückende Gegenwart.

Wir haben die Landschaft des Nordens als das Nordmeerland, die Landschaft des Südens als das Mittelmeerland begriffen und fassen somit diese Länder als die Ufer der Meere auf, von deren Stil sie bestimmt sind. Das Nordmeerland ist gezeichnet durch Ferne und Bewegung, es gliedert sich in weiten Zügen in die Tiefe des Raumes hinein. Das Nahe hebt sich scharf vom Fernen ab und das Ferne vom Ferneren und so immer weiter. Ein Baum im Vordergrund ist da, um in die Weite zu weisen, die sich dahinter dehnt. Wo immer der Blick hineintaucht in die Landschaft, da wird er ins Ferne gezogen, an die Grenze des Blickfelds und über dieses hinaus. Die nordische Landschaft ruft auf, immer weiter zu gehen; ob sie als Heide sich dehnt, als Hochwald oder als Düne, immer zeigt sie sich durchzogen von einem endlosen Undsoweiter, so daß sie niemals fertig erscheint, sondern immer im Werden begriffen. Und in tausend Gestalten, immer werdend und wechselnd, segeln darüber die hohen Wolken hin, wer weiß woher, in unendliche Fernen fort. Bald ragen sie, heiter besonnt, als schwimmende Türme von Licht, bald lauern sie, dumpf geballt, und brüllen einher wie verwunschene Ungeheuer. Hier gibt es nicht satte Ruhe, hier gibt es kein tändelndes Spiel, hier gibt es ein freudiges, aber unendliches Ringen, einen rastlosen

Gang auf immer neuen Wegen, einen allmorgendlichen Aufbruch. Weil hier nichts fertig ist, ruft alles immer zur Gestaltung.

Raumwille erwacht in der Seele, die aus dieser Landschaft geboren ist und wahrhaft in ihr lebt. Der nordische Raum reißt in die Ferne und will überwunden werden. Überwindung des Raumes bedeutet Geschwindigkeit, Raumwille drängt dazu, den Raum zu durchrasen. Die nordische Landschaft will durchzogen sein von Schienensträngen, auf denen der Schnellzug tost. Zu allem nordischen Fahrzeug gehört es, daß es seine Schnelligkeit vermehre. Die Gleise haben es in sich: die Gleise, mit denen für nordisches Welterleben alle Welt durchzogen ist; die Gleise, die schon da sind, und jene, die immerfort noch müssen geschaffen werden für immer neues, immer schnelleres Fahrzeug, auf dem nordisch erlebende Menschen zu immer neuen Zielen streben. Als ein Gebilde aus unzähligen Wegen — fertigen Wegen und möglichen, künftigen Wegen: Land-, Wasser-, Luft- und Stratosphärenwegen — erlebt die nordische Seele ihre Welt. Wie ein Fieber ging und geht es oft durch alle Zweige nordischer Gemeinschaft: ein Schnellbewegungsfieber, das ansteckend weit über die Welt des Nordens hinausgreift und mit der Macht einer Mode auch solche Seelen befällt, die nicht nordisch sind und für die solches Gebaren im Grunde stilwidrig und sinnlos ist.

In der nordischen Landschaft weist alles über sich hinaus und lockt die Seele, die aus ihr geboren ist, die Grenze dieser Landschaft zu überschreiten. Es ist der nordischen Seele eingeboren, daß sie fernwärts — und das bedeutet meist: südwärts — drängt. Wer jemals die südliche Schranke des nordischen Erdraums überschritten hat, etwa auf dem Gotthard, der weiß, was sich da vollzieht. Der Nordraum liegt vielleicht in schwerem, hüllendem Nebel da, so daß wir vom Wagen aus nur die Stümpfe der Berge sehen; dann tauchen wir in die Nacht des Tunnels, und dann — urplötzlich! — fällt uns ein strahlend blauer Tag in das geblendete Auge. Und alle wir Fahrenden, die wir einander fremd sind, brechen wie mit *einer* Stimme aus in einen Freudenschrei. Beseligend ist das Licht des Südens für die nordische Seele, beseligend und verderblich zugleich, wie das Kerzenlicht für die Motte. Erst fühlen wir uns wunderbar befreit von der rufenden Ferne, der immer drängenden Bewegung des Nordens; denn hier ist alles einfach da und ist prächtig schön und ist fertig. Dann aber legt sich uns die ewige Nähe dieser Landschaft um die Seele und schnürt

ihr den Atem ab. Wir dürfen nicht sagen, daß diese Landschaft „eng“ sei, sie ist nicht ohne Abstand von der Seele, all solche Worte kommen ihrem Wesen nicht recht bei; und wir finden in unserer Sprache wohl kaum das Wort, das ihr Wesen ausdrückt, denn all unsere Worte sind aus nordischem Schauen gemacht. Zu sagen vermögen wir nur, was diese Landschaft, von der unseren aus gesehen, *nicht* ist: sie ist ohne Ferne, ist ohne tiefe Bewegung, ist prächtige Oberfläche ohne etwas dahinter — sie ist ohne Rätsel, ist ohne alles Geheimnis. Was sie aber ihrem Wesen nach ist, vermag vielleicht ein Fremdwort zu sagen: sie ist „*imposant*“.

Wo der Blick hin schweift — er vermag hier nicht recht zu schweifen — da stößt er an Berge an, die ringsum lagern, hoch und schön geschwungen, und die alle zu wissen und zu sagen scheinen, wie schön sie sind. Es ist, als wiesen sie mit imposanter Gebärde auf sich selber und forderten: Schaut mich an![1]) Wenn das Land sich einmal weitet, dann nur in umschlossenem Kreise: das Auge greift hinab, greift hinüber, ringsum die Höhen entlang, und wird zuletzt zurückgeleitet dorthin, von wo es ausging. Niemals, auch am Meere nicht, schaut man wahrhaft *hinaus*. Alles geht hin und her und im Kreise. Auch die Wolken, so scheint es, haben weder Weg noch Richtung, sondern gehen spazieren im Kreise. Zeus herrscht hier, der „Wolkensammler“, nicht Wode, der wilde Jäger, der mit seinem Heere hinbraust, hoch droben, kein Mensch weiß, woher und wohin.

Es ist wahr, es gibt da und dort auch Ebenen im Mittelmeerlande; aber so weit ich schaue, scheint mir, sie bestimmen die Landschaft nicht. Die Po-Ebene, dem Norden zunächst gelagert, nimmt noch ein wenig teil am Wesen des Nordens. Das Gelände aber, das den Stoff zur vollen Mittelmeerlandschaft abgibt, ist vielzackiges Bergland, das — gleichviel, ob es „hoch“ ist oder nicht, ob seine Messung eine große Meterzahl ergibt oder eine geringe — ringsher das Sichtfeld und den Lebensraum umschränkt.[2]) Wenn die nordische

[1]) Ganz ähnlich sieht auch *Ewald Banse* die Mittelmeerlandschaft (das „Mittagsland“). Vgl. Das Buch vom Morgenlande (Leipzig 1926), S. 36, S. 38 f.

[2]) Vgl Banse, a. a. O. S. 41: „In den Landformen des Mittagslandes herrschen steile Böschungslinien mehr vor als anderswo in der mittelländischen Welt. Sie führen nicht, wie im Abend- und Morgenlande, zu Hochebenen und Kuppen hinauf, sondern zu jähen Spitzen, die als einsame Pyramiden vor Himmelsblau stehen. Ob dreitausend Meter hoch oder nur fünfzig, jede Erhebung ist hier ein vollkommen ausgeführtes Gebirge, während im Norden ein Berg von tausend Metern und ein Hügel von hundert gänzlich verschieden gestaltete Gebilde sind.“

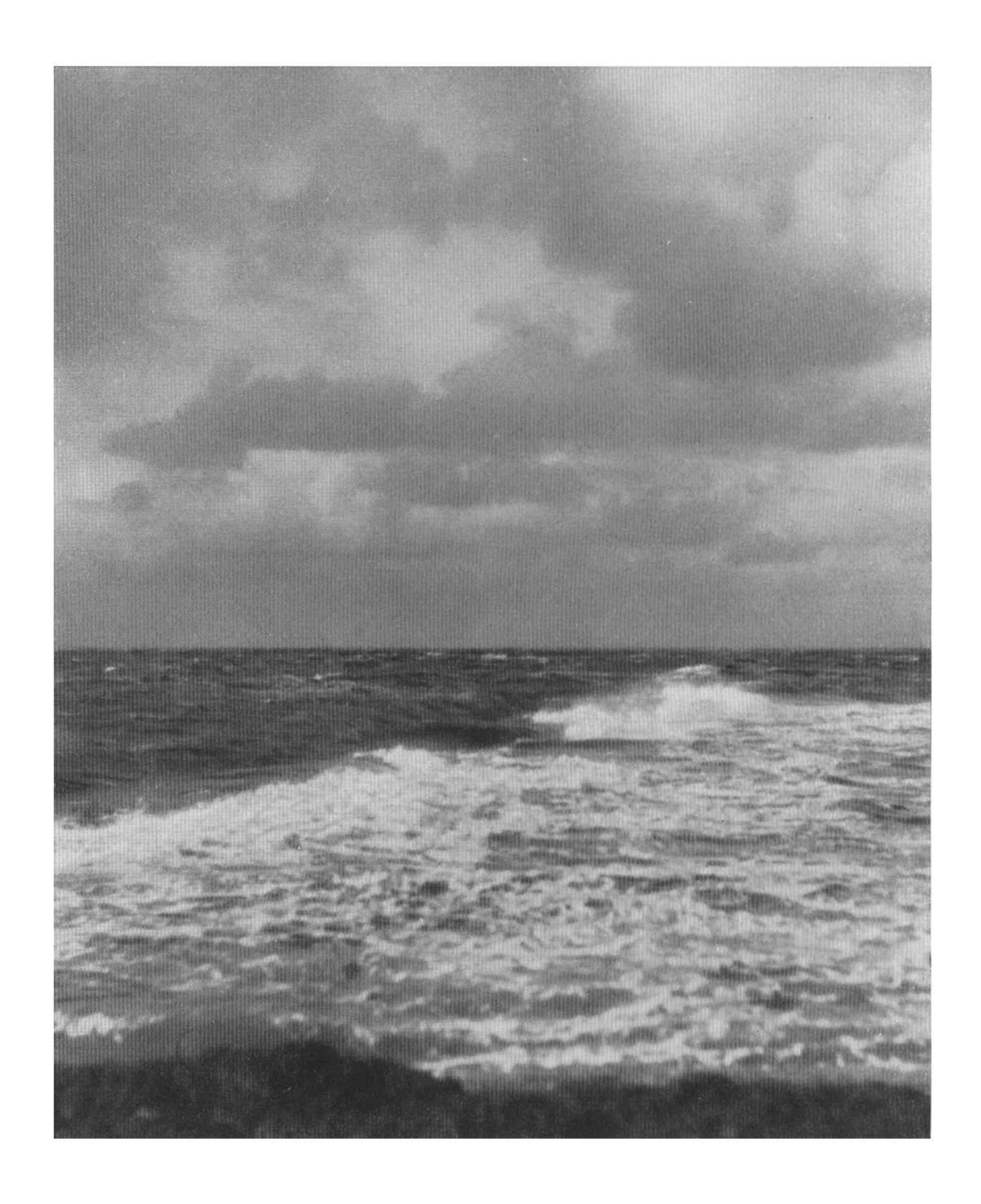
Landschaft Weite und Richtung hat, so hat die Mittelmeerlandschaft Spannung. Alle Farben — auch der blaueste Himmel, so scheint es — haben hier etwas von Rot oder Gelb geschmeckt und mehren die Spannung. Die Weite des Nordens ruft zur Überwindung des Raumes auf, die Spannung des Südens löst sich in einer Entladung. Sinnbild dafür sind die in den Kreis hinein gesammelten Wolken, die sich drängen, sich stoßen und sich dann plötzlich entladen. Es regnet nach Winterende fast nie im Mittelmeerlande, wenn aber, dann so heftig, daß alle Wege sogleich in Flüsse verwandelt sind. Nach einer Viertelstunde scheint die Sonne wie zuvor, und sehr bald herrscht wieder unendlicher Staub auf der Straße.

Die Berge des Südens sind kahl. Eine grelle Sonne liegt darüber, taucht alles in Grell und leuchtet in jede Spalte. Das Licht drängt sich auf, drängt sich ein, wohin wir schauen; gar manchmal entfuhr es mir dort: „Diese schamlose Sonne!" Da ist kein dämmernder Hochwald, der das Märchen birgt, da ist keine Nacht mit fließenden Nebelgebilden, mit „tausend Ungeheuern", da ist keine Burg mit raunender Sage umwoben, da ist alles klar: voll-endete Klarheit und Schönheit. Herrlich ragt die Akropolis über dem Lande, ein Wunder in Weiß auf Blau; sie erzählt uns ergreifende Dinge aus einer Zeit, von der hier wenig mehr hereinreicht in die Gegenwart: sie erzählt uns manches, aber sie raunt uns nichts. Auch der Wind weiß kein Geheimnis, er schmeichelt. Selbst der Sturmwind schmeichelt noch, auch wenn er am Haare zerrt.

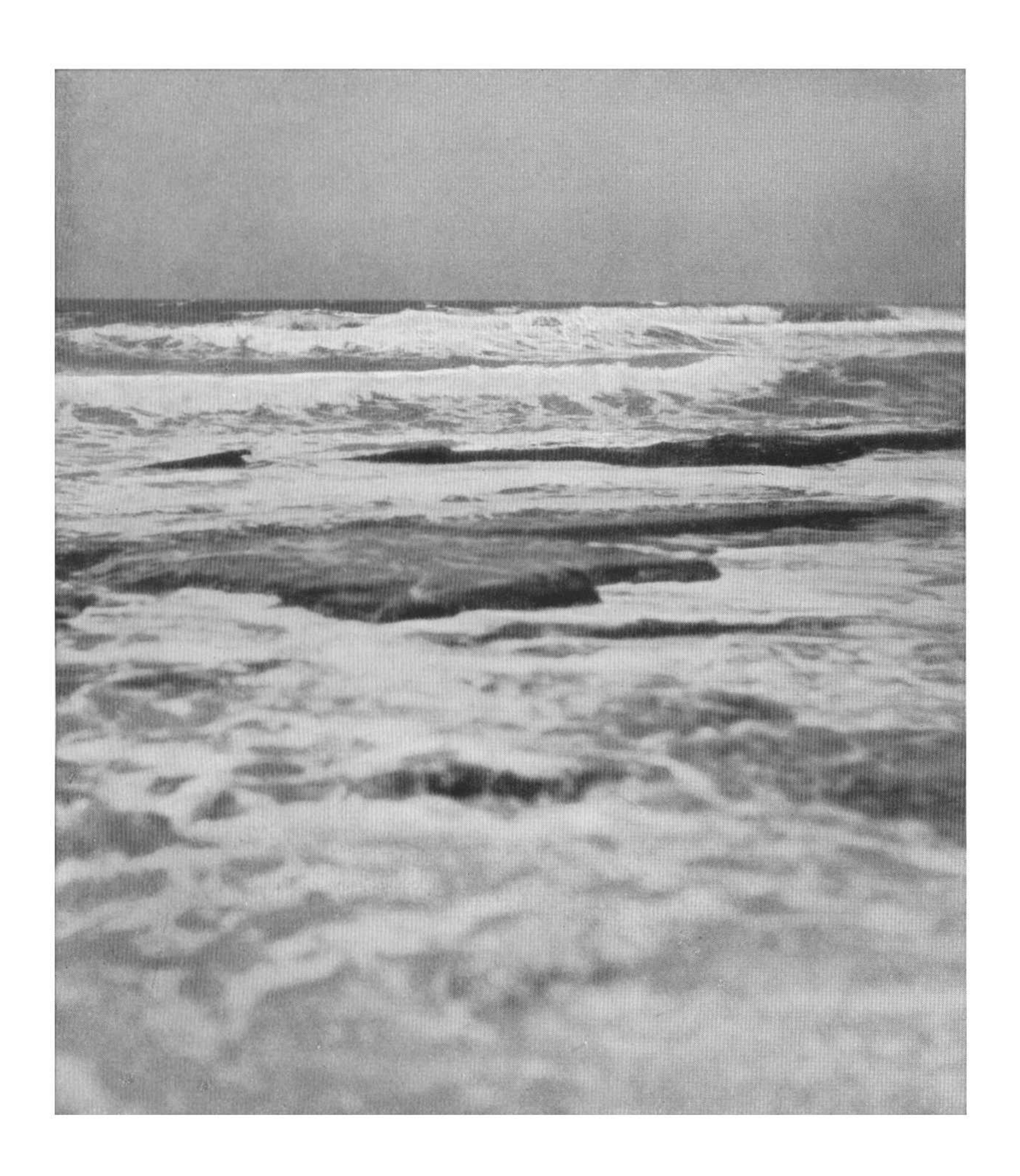
Wir sagten: das Mittelmeerland lädt ein zu immerwährendem Verweilen; wir müssen weiter fragen: wen lädt es ein? Den, der geboren ist aus dieser Landschaft und ihren Stil als seinen Stil in der Seele spürt: der sie in sich hat als seine innere Landschaft. Denn der nur vermag, im echten Sinne, zu „verweilen". Wenn aber Menschen, deren innere Landschaft der Norden ist, der Lockung des Südens folgen und dort verbleiben und siedeln, wie es in der Frühzeit nordischer Völker stammweise geschah, dann werden die ersten Geschlechter in einem, wenn auch unbewußten, Gegensatz zu der artwidrigen Landschaft leben; allmählich wandelt sich dann der Stil der Seelen ab. Sie werden dadurch nicht ihre Rasse wechseln, sie werden nicht zu mittelländischen Menschen dadurch — in dem hier gebrauchten strengen Sinne des Wortes —; aber ihr nordischer Stil wird, innerhalb der Grenzen der Nordheit, eine Wandlung erfahren, die sie schließ-



Die Ostsee vor Seeland



Nordseebrandung vor der Hallig Hooge



Mittelmeerbrandung vor Jaffa



Das Mittelmeer vor Famagusta (Cypern)

lich zu einer südlichen Spielart des nordischen Menschen macht. Die südliche Landschaft wird in ihren Augen nicht die gleiche sein wie in den Augen derer, welche die Kinder dieser Landschaft sind: die Landschaft gewinnt in ihrem nordischen Schauen eine neue, nordeigene Gestalt. Die Landschaft bildet an der Seele, aber auch die Seele an der Landschaft. Und wenn dann beide, der Mittelländer und der südgesiedelte Norde, in das selbe Gelände schauen, dann steht vor jedem eine andere Landschaft da. Bis schließlich die Blutsvermischung die Schranken einreißt und denen den Sieg, d. h. die Dauer, gibt, die diesem Boden entstammen.

Hier liegt das Schicksal der frühen Griechen, der Römer und aller südgesiedelten Völker nordischer Herkunft.

7. Der Abstand als Feld des Ausgriffs.

Wenn wir „die Seele" sagen und sie als Gegenstück zu ihrer Welt betrachten, so haben wir mit dieser Gegenüberstellung schon den Stilbereich der nordischen Seele betreten und sprechen von ihr auf eine nordische Weise. Denn nicht jeder Art von Seele ist es eigen, daß sie ihrer Welt sich gegenüberstellt und ihre Welt auffaßt als etwas Gegenüberliegendes. Und — um es vorwegzunehmen — die Welt zum Gegenstande einer sachlichen Betrachtung zu machen, sie zu „objektivieren" durch Wissenschaft, ist ein von Grund aus nordischer Gedanke. Die größte Schwierigkeit bei der seelischen Ergründung nichtnordischer Rassen ist darum die: diese nordische Seelenhaltung in der Seele des Forschers unwirksam zu machen, sie gleichsam außer Kraft zu setzen für die Dauer des mimischen Mitlebens mit den Menschen der Rasse, die es seelisch zu ergründen gilt[1]). Bei der Betrachtung der nordischen Seele und ihrer Erlebensweise fallen diese Schwierigkeiten fort: sie ist die einzige, die unmittelbar in der uns wesenseigenen Weise des Forschens erschließbar ist.

Wir haben in unserem 5. Abschnitt die Grundlinie der nordischen Erlebensweise herauszuarbeiten versucht, indem wir sie mit der Grundlinie ostischen Erlebens verglichen. Wir haben da gleichsam

---

[1]) Über die Methode des Mitlebens (mimische Methode) vgl. mein Buch ‚Rasse und Seele' (14. Aufl. Mü. 1940) und meine Bücher ‚Als Beduine unter Beduinen' (Frbg. 2. Aufl. 1934); ‚Semiten der Wüste unter sich'. (Bln. 1938).

das Schattenbild der nordischen Seele umrissen und werden nun diesem Schatten Blut zu trinken geben, indem wir einzelne Züge nordischen Lebens in ihrer vollen Lebendigkeit zu verstehen suchen. Wir trachten dabei nicht nach einer Erschöpfung unseres Gegenstandes: weder soll der ganze Umfang nordischer Erlebensmöglichkeiten abgeschritten, noch soll das einzelne Beispiel restlos ausgeschöpft werden. Wenn aus unsrer Betrachtung ein Verstehen aufleuchtet für die artrechten Züge nordischen Erlebens, so ist das hier Gewollte erreicht[1]).

Bei Menschen nichtnordischer Rasse gilt der nordische Mensch oft als kalt und leidenschaftslos. Diese Begriffsverbindung — „kalt und leidenschaftslos" — verkennt in der Wurzel das Wesen der nordischen Seele. Dies eben ist kennzeichnend nordisch: äußere Kälte mit tiefster Leidenschaft zu verbinden oder doch verbinden zu können. Alle „Kälte" des nordischen Menschen strömt aus dem Abstand, der ihn trennt von seiner Umwelt und den er nicht verletzen kann, ohne seinen Stil, sein Artgesetz zu verletzen. Die Erlebensweise der nordischen Seele beschreiben, heißt also zunächst: die Möglichkeiten des Erlebens zeigen, die diesem Abstand entspringen. Eine Beschreibung der nordischen Seele hat zu beginnen mit einer Formenlehre des Ausgriffs im Abstand.

Wir gehen von Beispielen des Alltags aus. Treten nordische Menschen in einen Eisenbahnzug, so suchen sie sich mit großer Gründlichkeit den leersten Wagen aus und setzen sich dort womöglich auf eine Bank, wo sie keine Nachbarn finden. Geraten sie aber dennoch in die Enge und sind mit Nachbarn dichtgedrängt umgeben, so nehmen sie doch seelisch keine Fühlung mit ihnen außer durch äußere Höflichkeiten. „Sie erlauben, daß ich das Fenster öffne?", damit ist das Gespräch erschöpft für Stunden. Vielleicht verspüren sie gar wohl einen Drang zur Unterhaltung. Vielleicht finden sie großen Gefallen an ihrem Gegenüber, aber zwischen jedem Einzelnen und seinem Nachbarn liegt unüberwunden der Abstand, und so finden sie nicht den Rank zur Rede. Alles in der Welt überwindet der Norde eher als den Abstand von Mensch zu Mensch. Eigentlich überwinden kann er ihn überhaupt niemals: der Abstand verbleibt bis zuletzt, auch in der innigsten Gemeinschaft.

Kommt ein Norde in eine Gastwirtschaft, so sucht er sich dort den letzten leeren Tisch. Findet er keinen, so kann es geschehen, daß er —

[1]) Über „artrecht" vgl. L. F. Clauß, Rasse und Charakter (Ffkt. a. M. 1938).

seinem Hunger zum Trotz — die Wirtschaft verläßt und eine andere aufsucht, die er leer zu finden hofft. Wenn er vornehm ist, dann ist er empfindlich bei Tische: die Gesellschaft nordischen Stiles hat sich besondere Regeln des Anstands, eine strenge Tischzucht ausgebildet, die alles Sich-Gehen-Lassen ausschließt und so jeden Einzelnen vor Vertraulichkeiten in der Gebärde schützt. Verletzung dieser Tischzucht wirkt als Abstandsverletzung: der Anstand verbürgt den Abstand. Der Gebrauch des Zahnstochers in Gesellschaft blüht in jenen Ländern, in denen auch andere Bedürfnisse öffentlich befriedigt werden; Verrichtungen, zu welchen sich der Norde von seinen Mitmenschen zurückzieht. Jede Rasse hat ihren eigenen Stil des Anstands, für jede bedeutet Anstand etwas anderes.

Der Norde trachtet danach, allein zu wohnen: allein mit seiner Sippe, in weitem Abstand vom Nachbarn. Selbst in der Sommerfrische trennt er sich ab, so gut er kann. Ich wohnte eine Zeitlang in einer alten Burg auf z. Zt. italienischem Boden, die — wie so viele ihrer Schwestern — heute als Sommergasthof betrieben wird. Da gab es weit verstreute Zimmer im alten Bau und eine Anzahl kleiner Türme in der Umgebung; und außerdem gab es einen Neubau, in dem die Zimmer dicht beieinander lagen. Die Türme und weit auseinander liegenden Zimmer waren von Deutschen und Nordamerikanern besetzt, der Neubau von Südländern. In Mietshäusern, wo die Mietsparteien schichtweise übereinander hausen und alle vertraulichsten Geräusche herüber und hinüber dringen, fühlt sich der Norde niemals wohl; am wenigsten gar in der Mietskaserne, wo manchmal zehn Menschen in eine Stube gedrängt sind. Da sind es die Nordischen, die zuerst ausbrechen oder verkümmern, die seelisch und schließlich auch leiblich zugrunde gehen: sie siechen hin am Verluste der Ferne und sterben am Mangel des Abstands. Der Norde kann so wenig ohne den äußeren und den inneren Abstand leben, wie der Fisch ohne Wasser. Zwischen den steinernen Wänden der Straßenzüge, die alle Ferne rauben, also in der Großstadt, können nordische Menschen nicht gedeihen. Sind sie nicht reich genug, ihr Heim hinaus zu verlegen, dann sind sie der seelischen Verkümmerung verfallen. Sie wissen es vielleicht nicht, der unbewußte Widerstand wird überwunden — dennoch erstickt die nordische Seele nach und nach: was die Eltern gegen den Stil ihrer Seele gesündigt haben, das rächt sich an den Kindern. Keiner lebt ungestraft wider das Gesetz seiner Artung.

Der Stil des Abstands bedingt es, daß der Norde ungestraft nicht leben kann in Räumen, die — von seinem Stilgesetze aus gesehen — eng sind. Beispiel dafür ist nicht allein die Großstadt, sondern auch das Hochgebirgstal und die hochwandige Meeresbucht. Im Schwarzwald zum Beispiel sind die geräumigen Täler, wie das Wiesental, und die Hochflächen alemannisch, also germanisch, besiedelt worden, während die engen Täler da und dort in den Händen der überwiegend ostischen Urbevölkerung verblieben sind. Der Unterschied der beiden Menschenarten fällt dort so stark ins Auge, daß ich schon als Knabe, eh ich von Rassen wußte, mich manchmal wunderte, daß auch diese Leute alemannische Mundart reden. Sie waren mir damals so fremd, daß ich aus ihrem Munde eine völlig fremde Sprache erwartete.

Nun kann es aber sein, daß Nordleute dennoch in engen Räumen wohnen. Dann hat dieses Wohnen seinen besonderen Sinn. Wir denken an die Anwohner der tiefeingeschnittenen Förden der norwegischen Küste. Dort wächst zu beiden Seiten die Bergwand ohne Übergang ganz jäh aus der See empor, so daß an den engsten Stellen die Sonne niemals hinabdringt. Siedlungen finden sich weit verstreut und selten, ganz unten nur dort, wo die Förde sich einmal weitet, sonst an der Bergwand, in irgend eine Stufe geschmiegt. Die Menschen fühlen sich da eingeschlossen und hingebannt und sehnen sich hinauf zur Höhe des Fjells und hinüber und hinaus, wo die engende Schranke fällt. Die Söhne, soweit sie noch echt sind, gehen zur See oder wandern aus, und selbst die jungen Mädchen sind manchmal nicht zu halten.

Laßt mich hinaus! o weit, weit, weit
Über die hohen Berge!
Hier tropft träge wie Blei die Zeit,
Und mein Mut so nach Leben schreit,
Laßt ihn zur Sonne, zum Hellen,
Nicht an der Felswand zerschellen!

singt Björnson aus der Seele des Eingeschlossenen. Was aber hat die Vorfahren dieser Leute genötigt, an einem Orte zu siedeln, wo sie seelisch nicht zu halten sind?

Wir erinnern uns an die Bedeutung des Wortes „Wiking", das eigentlich Buchtbewohner heißt. Für die Zeitgenossen waren die Wikinge die Seeräuber aus den Buchten. Die Bucht, die Wik, war ihnen

nicht Wohnsitz im gewöhnlichen Sinne, sondern ihr Schlupfwinkel und die geeignete Stelle zur Ausfahrt. Wer es wagt, mit einer Streitschar von nur wenigen Schwertern ganze Küsten zu verheeren und Königen Trotz zu bieten, der braucht einen anderen Wohnsitz als der friedliche Siedler. Besser gesagt: er braucht überhaupt keine Wohnung, denn seine Wohnung ist die Welt und seine Heimat die See. Er braucht einen Horst, eine Festung. Der Hof in der Bucht ist nicht da für solche, die verweilen wollen; er ist der Stapelplatz für die Beute und der Ort, wo man rüstet zu immer neuer Ausfahrt. Dies aber, daß ihr Haus in der Enge stand, hat den nordländischen Wikingen besondere Stoßkraft zur Fernfahrt verliehen: ihr Haus war ihnen kein Heim, darum waren sie immer auf Fahrt. Und gar viele kamen nicht wieder, die Kühnsten gerade, die Ausfahrtfreudigsten, die Nordischsten. Wer zu Hause blieb, war ein „Heimgemästeter" und wurde verachtet, denn er war n i c h t e d e l von diesem gesteigerten nordischen Standpunkt aus: er lebte nicht artrecht, nicht stilgemäß.

Aber es gibt noch eine andere Enge für die nordische Seele, einen anderen Mangel an Ferne im Raume, der nicht so deutlich als solcher erfühlt wird wie die Enge nahgerückter Wände, der aber tiefer in die Seele wirkt. Ihn birgt der nordfremde Raum der südlichen Landschaft, von der wir im letzten Abschnitt sprachen: jene klar umgrenzte und umgrenzende Schönheit, die auf den Nordgewohnten erst so befäligend wirkt und ihm dann mehr und mehr — unmerklich vielleicht — den Atem abschnürt und ihm ein Heimweh nach der Weite schafft. Darum fanden die südgefahrenen Germanen nicht das in der Mittelmeerlandschaft, was diese — ihren eigenen Kindern! — zu geben vermag: das Glück des sonnigen Verweilens. Es trieb sie immer weiter und drängte sie hierhin und dorthin. Gerade vom Südland aus wurde von nordischen Menschen zum erstenmal die ganze Erde umgriffen. Wir denken an Marco Polo, den Venezianer, und an Columbus, den Genuesen: beides Männer mit nordischem Antlitz und mit nordischem Stil der Seele. Und nachdem erst das Beispiel gegeben war, ging es wie ein Sturm durch die Söhne des nordentstammten Adels, daß sie ausfuhren — von Portugal, von Spanien — einer nach dem andern, um die fernsten Teile der Welt den Blicken Europas und den Handelskontoren ihrer Völker zu erschließen. Sie waren die Enkel der Fernstgefahrenen unter den Germanen, die Enkel der Sueven und Goten, die vor Jahrhunderten sich die iberische Halbinsel unterworfen hatten.

Mochte das Blut der Ahnen in den Enkeln nicht mehr rein, nicht ohne Einschlag südlichen Blutes sein, so war der nordische Stil des Erlebens in ihnen doch offenbar stärker als in vielen, deren Vorfahren den Norden niemals verlassen hatten. Sie waren die Enkel der Ausfahrtfrohesten und also Ausgriffsmächtigsten unter den Germanen, die Enkel der Nordischsten unter den Nordischen. Es gibt ein Mehr und ein Weniger an Artvollkommenheit der Seele, und das bedeutet, auf die nordische Art gewendet: ein Mehr und ein Weniger der Ausgriffsmacht. Die höchste Steigerung eines artlichen Stiles wird durch Blutmischung nicht notwendig schon in den ersten Gliedern gebrochen oder geschwächt; ja, der nordische Stil des Ausgriffs kann sogar eine Verschroffung erfahren in der artgemischten Seele, weil er immerfort zum Streit genötigt ist wider das Fremde in der Seele und darum bewußter wird und sich gedrängt fühlt, seinen Bestand immer wieder vor sich selber zu bestätigen. Was die reinblütigen Väter aus dunklem Drange taten, das tun die Söhne und Enkel aus bewußterem Drange, und sie pflegen und steigern den Drang, um der Väter würdig zu bleiben. Freilich, je mehr von fremdem Blut eindringt in die Adern und Seelen der Spätgeborenen, desto mehr hängt das Vorbild der Väter gleichsam in der Luft, und desto mehr läßt auch die Spannung nach zwischen dem nordischen Stil der Seele und dem Stile der nordfremden Landschaft: jene Spannung, die gerade die Südgefahrenen mit gesteigerter Stoßkraft ins Weite trieb. Dennoch, das nordische Blut ist nicht versiegt in den Völkern des Südens, und noch immer treibt es diese lebenden Nachfahren hinaus auf See. Unter den Seeleuten Italiens z. B. findet man noch heute Gestalten, wie man sie an der Waterkant erwartet.

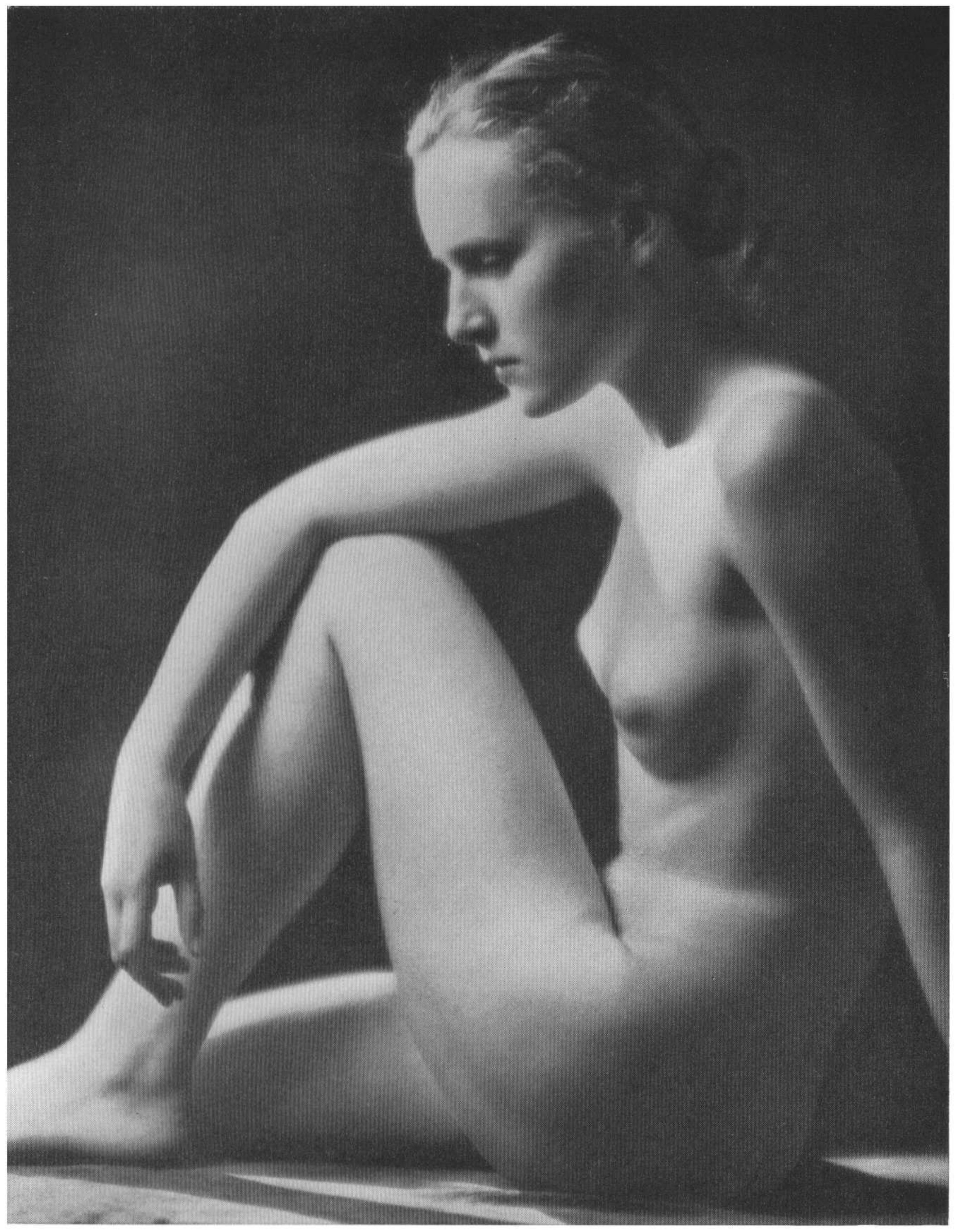
Der nordische Stil des Ausgriffs in seiner letzten und kühnsten Steigerung zwingt dazu, den Begriff der nordischen Landschaft in einem eigentümlichen Sinne zu erweitern: in einem Sinne, den z. B. der Begriff der Mittelmeer-Landschaft nicht erträgt. Zur nordischen Landschaft in diesem weiteren Sinne wird der nordischen Seele zuletzt die ganze Erde, ja das gesamte Weltall; denn *alles*, schlechthin alles, strebt sie ja mit ihrem Ausgriff zu durchwirken und somit ihrem Stile einzuordnen, ihrem Gesetze zu unterwerfen. Alles, was von ihr noch nicht ergriffen und geprägt ist, liegt vor ihr als ein Neuland da — *ihr* Neuland — und muß entdeckt, erforscht, urbar gemacht und so erobert werden. Nur die Grenze des Möglichen läßt sie letzten Endes

als ihre Grenze gelten. Ja, es kann geschehen, daß sie an dieser Grenze krank wird und sie zu überfliegen trachtet: eine kennzeichnend nordische Erkrankung.

Als die Oberfläche des Erdballs ringsum so weit beschritten war, daß auf der Erdkarte nur noch wenige kleine helle Flecken standen, also für die Entdeckung kaum mehr ein Stück Neuland blieb, da schlug der nordische Ferndrang andere Wege ein. War da kein neuer Raum mehr aufzufinden, so nahm er jetzt den Raum, den ganzen Erdraum, fester in seinen Griff. An die Stelle der Entdeckung trat die Erdumfassung. Hier gewinnt jener Schnelligkeitsdrang, von dem wir im vorigen Abschnitt sprachen, seinen sachlichen Sinn: es ist der Drang, die gesamte Welt wie mit einem Griffe zu umfassen. Die dem nordischen Menschen stilgemäße seelische Heimat wird dennoch nur der Norden bleiben können; der nordische Mensch trägt ihn mit sich als seine innere Landschaft, wo immer er fahren oder siedeln mag. Wird er ihm innerlich untreu, so verliert er sich selbst, wird steuer- und ankerlos: vom Unternehmer zum rechnenden Raubtier, vom Helden zum Ungeheuer. Aber der Norden der Erde gibt ihm seit langem nicht mehr wirklichen Raum genug, sein leibliches Dasein stilgemäß zu entfalten: aller Boden ist da besetzt und aufgeteilt, jeder kleinste Fleck ist auf ein Grundbuch bezogen. Es blieb der nordischen Seele, der raumbedürftigen, keine Wahl: sie mußte die ganze Welt umschaffen nach ihrem Bilde und nach ihrer inneren Landschaft. Wenn heute der Zug auf Schienensträngen durch die Wüste rast, das Luftschiff von Erdteil zu Erdteil eine rasche Brücke schlägt und der Draht oder Funken in wenigen Augenblicken ein Geschehnis von Schanghai nach London meldet, so bedeutet dies, daß der Raumwille des nordischen Menschen über die natürliche Grenze seiner Landschaft hinausgegriffen hat und in den ganzen Erdball den Stempel seines Stiles schlägt. Denn all die anderen, die nichtnordischen Bewohner der Erde, die Mittelländer, die Morgenländer und weiterhin die Ostasiaten und selbst die Neger, sie alle müssen mittun, sie alle müssen nun auf nordisch ihre Räume beschreiten, und das bedeutet: sie müssen ihre Eigenräume selbst aufgeben und mit dem Raume, dem Erdraum, vertauschen, der jetzt ein nordisch gepflügter Acker ist. Sie müssen ihren Raum aufgeben und können es doch nicht, ohne sich selber aufzugeben, weil jede echte Art an den Stil ihres Raumes gebunden ist. Ein Chinese, der im Kraftwagen durchs Gelände rast, ist ein Unding wie ein Pfau, der den Flug und Griff

des Adlers nachahmt, und ist dennoch eine Wirklichkeit. Mehr und mehr empfängt die Welt ein germanisches Außengepräge und zerstört damit das Eigengepräge ihrer nichtnordischen Arten. Fast die ganze Welt geht heute in germanischer Tracht. (Ich meine damit nicht allein die Kleidung, obschon auch der Sieg des germanischen Kleiderschnittes — die Langhose war schon zur Römerzeit die kennzeichnend germanische Kleidung — weit mehr bedeutet, als der oberflächliche Beschauer meint. Die Kleidung ist Ausdruck und bestimmt die Erscheinung des Leibes, der doch der erste und wichtigste Schauplatz der Seele ist: es macht einen Unterschied, ob einer sich im Smoking bewegt oder im Kaftan.) Im Wesen der nordischen Seele liegt es beschlossen, daß sie die ganze Welt durchdringen muß mit ihrem Stile, daß sie vernorden und also verfälschen muß, was jenseits liegt von der natürlichen Grenze der Nordheit. Keine Nordbegeisterung darf darüber täuschen, daß die nordische Weltumspannung zwar unvermeidbar ist aus dem nordischen Artgesetze, daß sie aber Verfälschung ist und Zerstörung, von dem Gesetz der Anderen aus betrachtet. Was auch der Norde bringt, es wird den Andern zu einem Kleide, das nicht für sie geschnitten ist und sie entstellt. Sie müssen ihren Gang verändern, um es zu tragen. Manche vermögen es, den nordischen Gang ganz täuschend nachzuahmen, aber sie werden nicht zu nordischen Menschen dadurch. Die Welt wird nordisch, das bedeutet: unzählige verborgene Werte werden erschlossen und nutzbar gemacht — Erzlager, Ölquellen, Wasserkräfte, auch Tier- und Menschenkräfte — sie werden nutzbar gemacht im nordischen Sinne, sie werden Stoff in nordischer Hand, Stoff zu nordischer Gestaltung. Aber eben dadurch verlieren diese Menschenkräfte ihren eigenen Artwert; der nordische Stempel entwertet ihr inneres Wesen. Der Norde zieht hinaus als Kulturbringer und glaubt die Welt zu beschenken, und er hat gar oft sich selbst in dieser Rolle gefeiert, besonders in jüngster Zeit. Man hat ihn als einen Heiland gepriesen, der sich selber hinopfert für die Welt.

Ich fürchte, eine solche Haltung führt geradenwegs zur Scheinheiligkeit, zum cant. Ist das nicht ungefähr die Weise, wie der Engländer sich die Welt aneignet: die Bibel in der Linken, in der Rechten aber das Schwert? Ist das nicht ganz verwandt jenem bösen Stichwort, mit welchem unsre Feinde die Welt aufriefen gegen uns „Barbaren“: zwangsweise uns ihre „höhere“ Kultur zu bringen, da wir zu blöde seien, sie freiwillig anzunehmen? Ich fürchte, daß diese



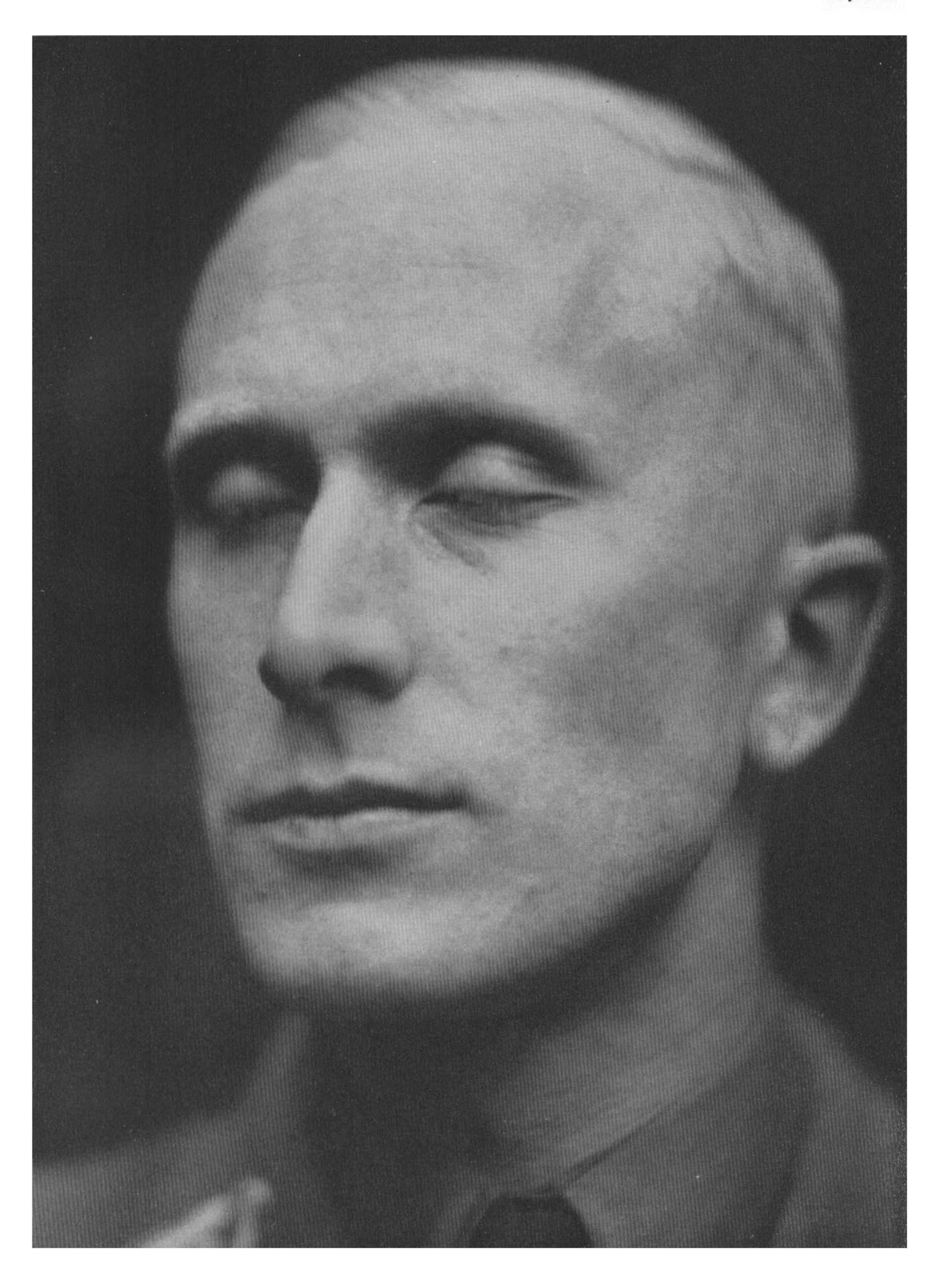
Aufn. Illenberger

Junge Frau aus Schwaben
Reine nordische Linie

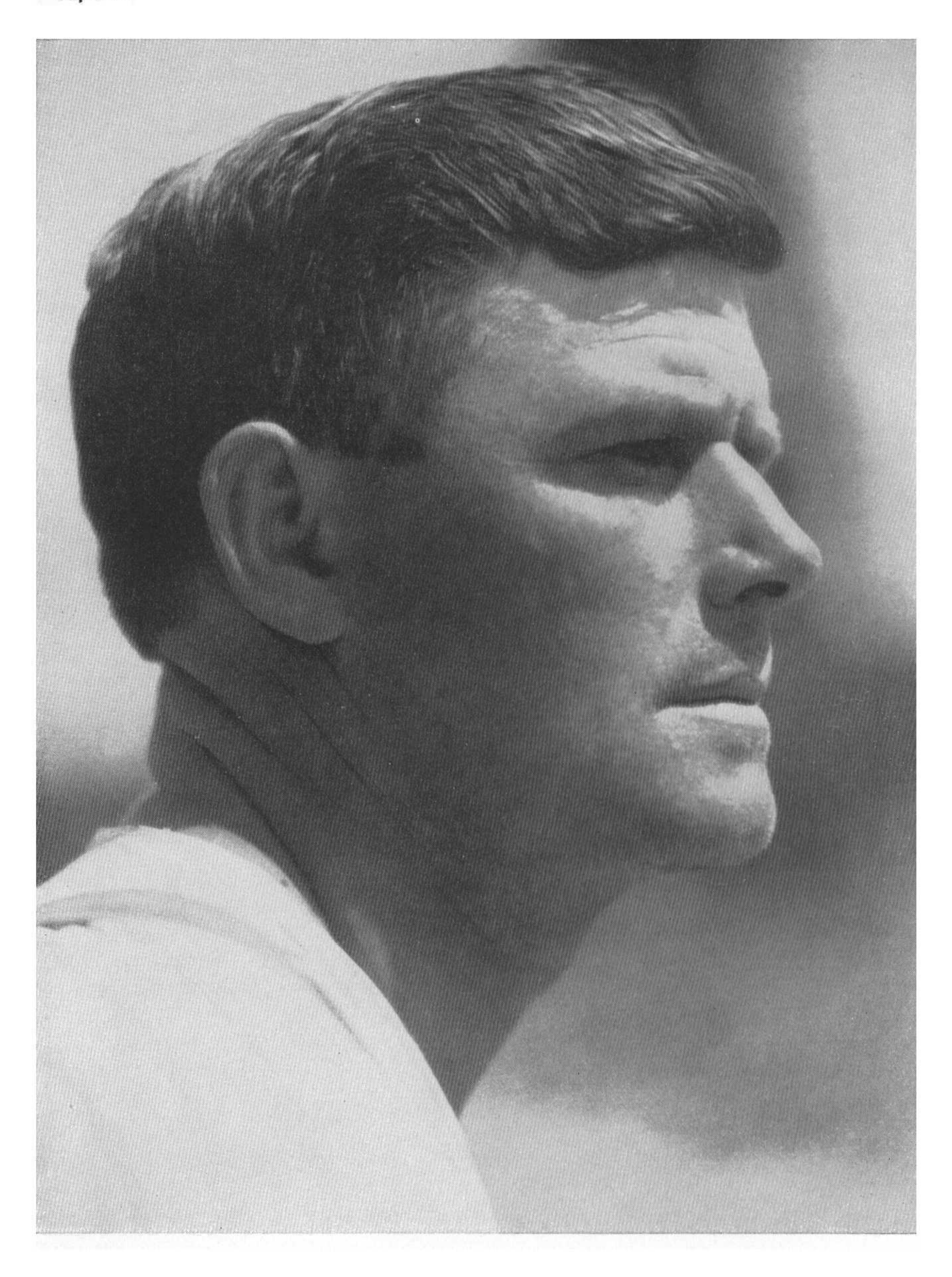


Aufn. F. F. Bauer

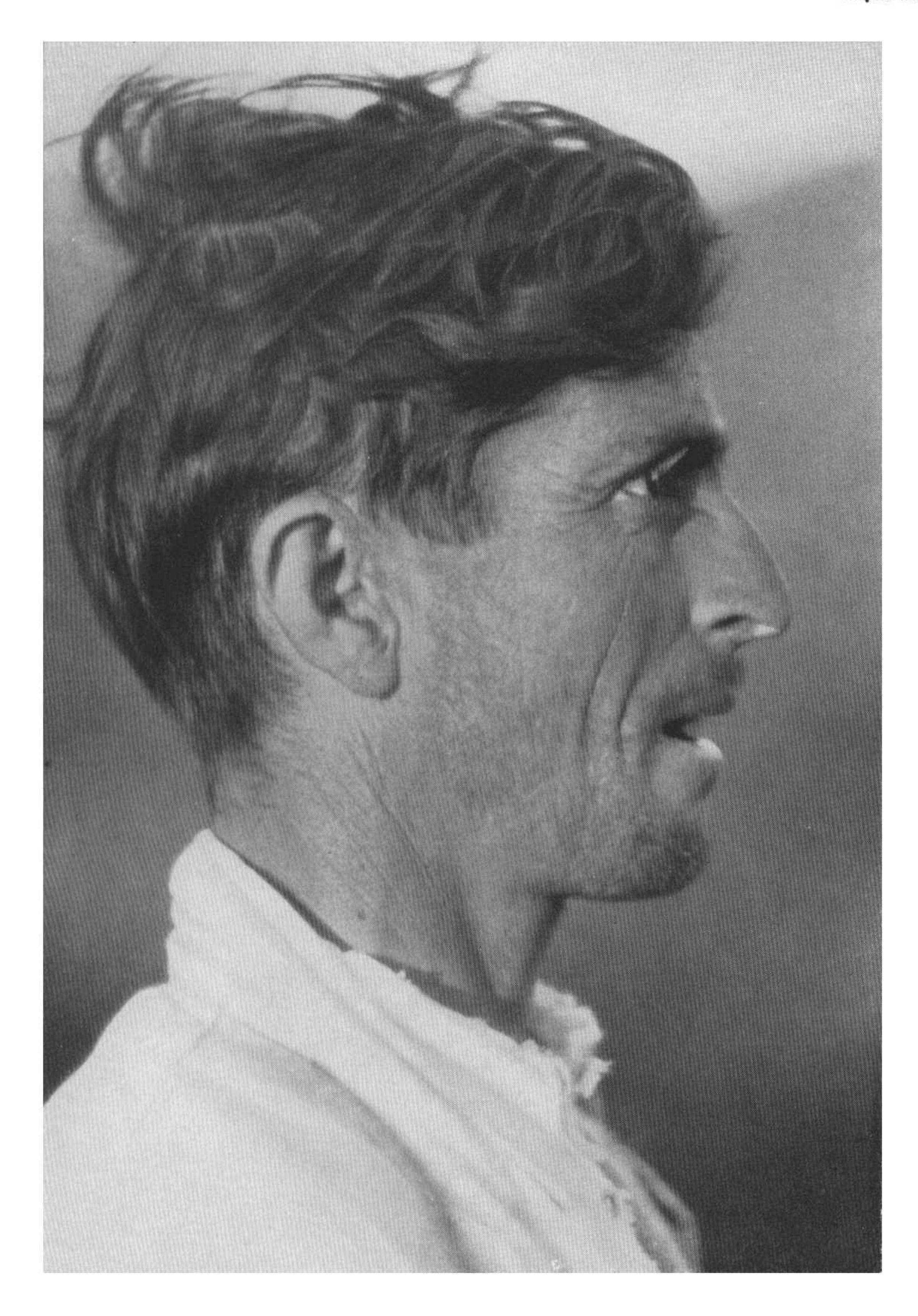
Nordisches Jungsein hat weiten Schwung, der sich mit kühler Sachlichkeit verbinden kann. Mädchen schwäbischer Herkunft



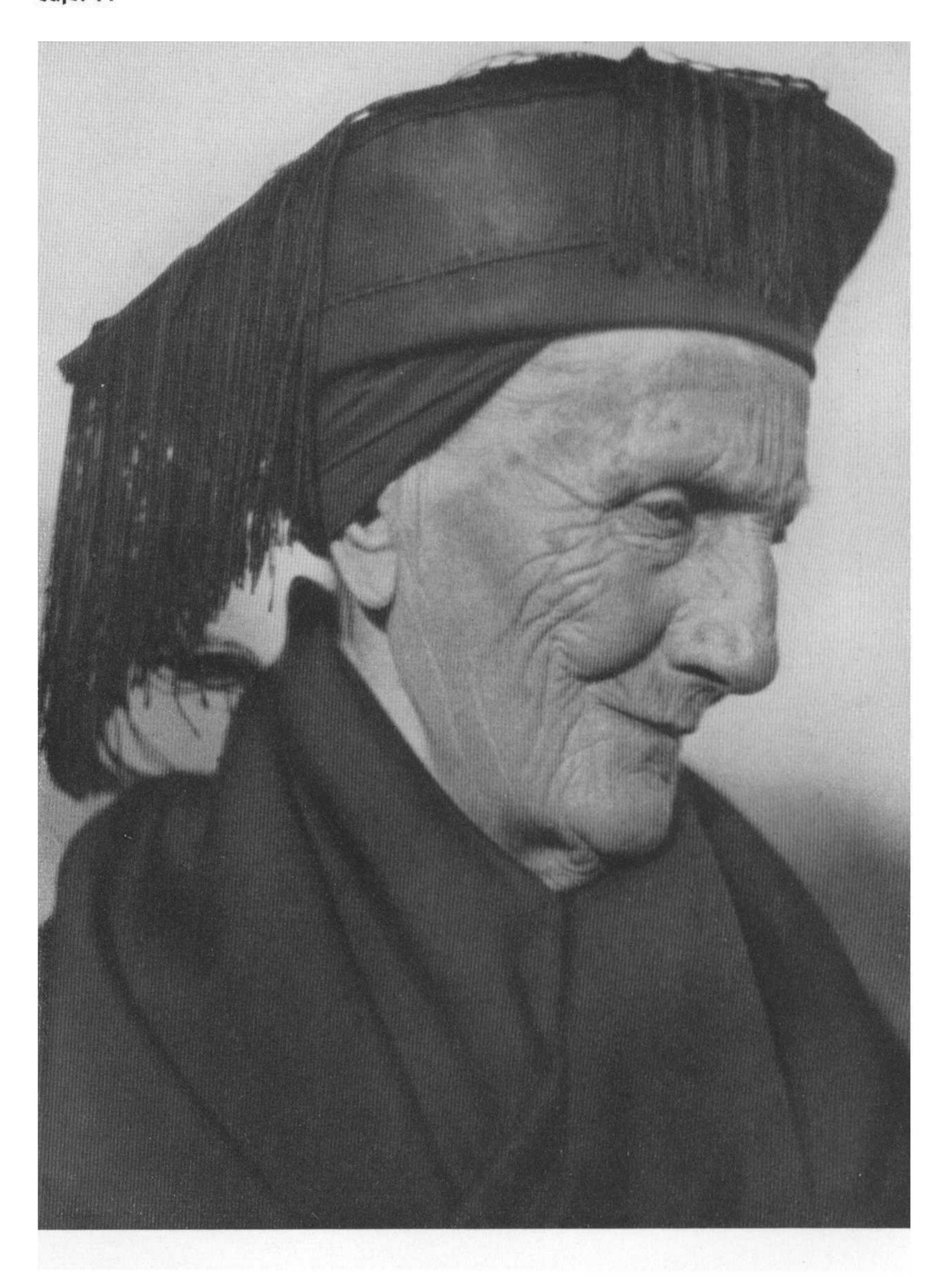
Inneres Abstandnehmen. Nordischer Mann. Herkunft aus nord- und süddeutschen Stämmen



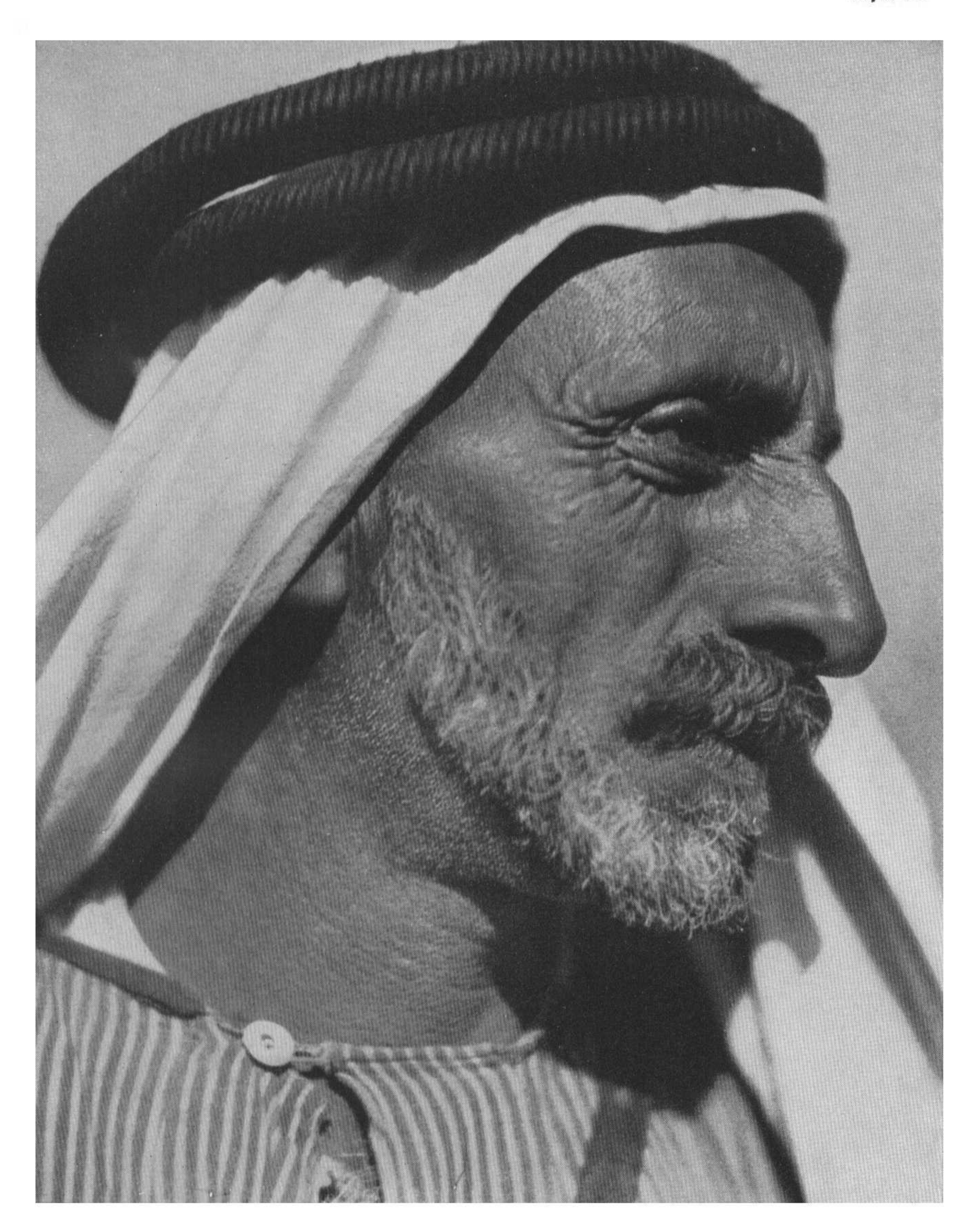
Schwedischer Nordseefischer aus Schonen. Wesentlich nordischer Umriß



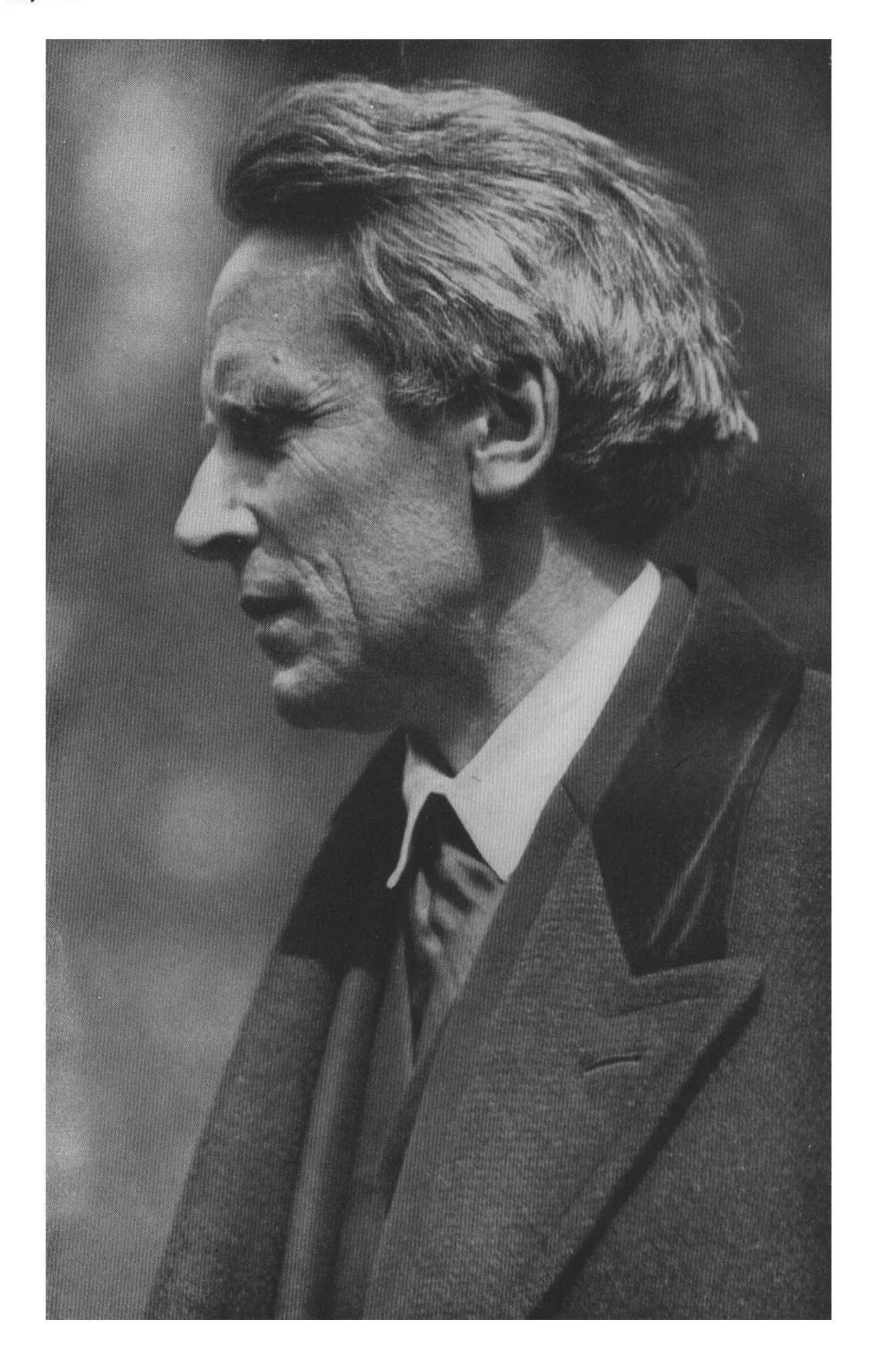
Griechischer Bauer aus Cypern. Nordische und wüstenländische Züge, wüstenländischer Ausdruck. (Vgl. S. 120 f.)



Nordfriesische Bäuerin. Nordische Züge, erleistetes Lächeln



Arabischer Bergbauer aus Palästina.
Nordische Züge mit wesentlich wüstenländischem Ausdruck. (Vgl. S. 121 f.)



Denker niedersächsischer Herkunft. Nordische Züge. (Ludwig Klages)

Haltung, wenn nordisch, dann doch eine Nordverzerrung ist. Die germanischen Scharen, die in der Frühzeit südwärts, romwärts zogen, die glaubten schwerlich, sie brächten eine höhere Kultur. Aber sie zerschlugen die morschen Reiche des Südens — warum wohl? Zum Spaß! weil der Drang des Schwertes sie trieb. Ihre helle Kraft gab ihnen das Recht dazu. Sie zu tadeln, ist so sinnlos, wie den Habicht zu tadeln, wenn er die Taube schlägt. Sie zu rühmen, ist unser Recht, ist sinnvoll für uns, weil wir in ihrem gewaltigen Gange den Wogengang unseres eigenen Blutes spüren. Aber sie zum Heiland machen — nein! Das heißt ihnen Unrecht tun. Sie verschenkten sich wohl, ja sie verschwendeten sich, aber nicht um der Anderen willen.

8. Nordische Gemeinschaft.

Der Abstand von Seele zu Seele tut sich in den verschiedenen Formen der Gemeinschaft kund. Alle Möglichkeit der Gemeinschaft beruht auf dem Ausdruck und dem Verstehen des Ausdrucks, der sich am Leibe zeigt. Eine Beschreibung der nordischen Weise, Gemeinschaft zu üben, hat also zu beginnen mit einer Betrachtung der nordischen Ausdrucksmittel und der nordischen Weise ihres Gebrauches.

Der Norde sei ausdrucksarm, sagen die Andern. Dieses Urteil ist vom Standpunkt einer Art aus gefällt, der es inneliegt, jede geringste Erlebniswelle mit einem Höchstaufwand an Ausdruck zu begleiten. Der nordischen Seele aber genügt schon der geringste Aufwand an Ausdruck, um ihr Erlebnis zu enthüllen, denn sie hat an ihrem Leibe das empfindlichste, das denkbar zarteste Ausdrucksfeld, den mindestverhüllten Schauplatz in seiner hellen, fast durchsichtigen, jede Blutwelle verratenden Haut. Wenn der Mittelländer fürchtet, er könne zu wenig sagen, und sich nicht genug tun kann im Spiele seines Ausdrucks, so fürchtet der Norde, er könne zu viel enthüllen, und übt deshalb die strengste Zucht, die herbste Enthaltung im Ausdruck. Zu viel zu enthüllen, das bedeutet ihm eine Abstandsverletzung, und diese ist das Peinlichste, was es für ihn gibt. So zieht ihm sein Stilgesetz, das Gesetz des Erlebens im Abstand, eine scharfe Grenze für den Gebrauch seiner Ausdrucksmittel, eine Grenze, die er nicht überschreiten kann, ohne seinen artlichen Stil zu verletzen und somit unedel zu werden. Artgesetze brauchen nicht bewußt zu werden, gerade der artreine

Mensch weiß meist am allerwenigsten von seiner Artung. Dennoch findet sich in der Dichtung der Germanen immer wieder ein bewußtes Erfassen dieses nordischen Ausdruckgesetzes, und zwar in erstaunlich früher Zeit. Wir denken z. B. an ein altenglisches Lied aus dem neunten Jahrhundert, das mit dieser Erkenntnis anhebt:

Das ist in Edelings Art geprägt:
gebunden und hart geschlossen trägt
er des Herzens Helm. Sein Sinnen hegt
er stumm, was es auch sei. Gefahr
droht nur dem Herzen, welches schier
sich öffnet allem Schicksal. Wir
stählen die Brust mit starker Zier.[1])

Die nordische Ausdrucksscheu kann sich bis zu einem Leiden am Ausdruck steigern, das zugleich ein Leiden am Abstand ist: eine nordische Weise der Erkrankung.

Der Norde redet nicht nur durch das, was er sagt, sondern mehr noch durch das, was er nicht sagt. Bedeutsam sind die Pausen in seinem Gespräche, sein vornehmstes Ausdrucksmittel ist das Schweigen. Seine heißeste Liebe, seinen tiefsten Dank verrät er durch ein Erröten oder durch einen Blick, und er fühlt sein Erröten und fühlt, daß es beredter und — nordisch gesehen — schöner ist als tausend wohlgefügte Worte. Für Menschen nordfremder Artung freilich kann dieses Schweigen unheimlich oder kränkend sein.

Deine Worte sind aus Lied geformt,
Ich traure, wenn du schweigst

singt die Jüdin Else Lasker-Schüler. Dies ist die Gegenmöglichkeit zum nordischen Schweigen, aber keine nordische Möglichkeit. Dies ist aus einer Seele gesprochen, die in der Fülle des Ausdrucks lebt und der es gestattet ist, in dieser Fülle zu schwelgen. Denn, im Stile

---

[1]) L. F. Clauß, Lieder der Edda. Altheldischer Sang in neues Deutsch gefaßt. (Dresden, 3. Aufl. 1927.) S. 95. Altenglisch:

Ic tó sóðe wát,
þæt bíð in eorle indryhten þéaw,
þæt hé his ferðlocan fæste binde,
healde his hordcofan, hycge swá hé wille.
Nemæg wérig mód Wyrde wiðstondan
né sé hréo hyge helpe gefremman.
Forðon dómgeorne dréorigne oft
in hyra bréostcofan bindað fæste.

z. B. der wüstenländischen Rasse erlebt, ist dies artrecht und edel.[1]) Uns ist es fremd. Der Norde redet am tiefsten durch sein Schweigen, zumal wenn er liebt. Auch wenn er wollte, er vermag es nicht, sein Innerstes durch Rede zu enthüllen. Dort, wo er am tiefsten bewegt ist, dort schweigt er auch am tiefsten. Eine neugierige Frage, die nach seinem Innern greift und auf die nur ein Bekenntnis Antwort geben könnte, empfindet er als unanständig, als eine Abstandsverletzung oder gar als Kränkung. Die nordfremden Menschen verstehen das nicht, am wenigsten jene, die gewohnt sind, ihre Gefühle auf den Lippen zu tragen und bei jeder Gelegenheit „ihr Herz auszuschütten". Sie meinen, der Norde sei undankbar, wenn er ihnen längst gedankt hat: gedankt auf *seine* Weise und also nicht mit Worten. Die tiefste „Herzensergießung" des nordischen Menschen drückt sich in einem Erröten und in dem Glanze oder der Trübung seiner Augen, in der Haltung seiner Augenlider, in einem leichten Schwingen oder Zittern seiner Lippen, seiner Nasenflügel oder auch in einem Verstummen, in einem Stocken seiner Rede aus. Nordisch gefühlt ist *Schillers* Wort:

Warum kann der lebendige Geist dem Geist nicht erscheinen?
Spricht die Seele, so spricht, ach! schon die *Seele* nicht mehr.

Spricht aber der Norde dennoch in einer Stunde tiefster Bewegtheit, so werden seine Worte, von außen gehört, oft etwas völlig anderes zu sagen scheinen, als was sie ihm innerlich bedeuten. Dann hüllt er sich gleichsam ein in Worte, um *das* Wort zu vermeiden, das allzu tief in seine Seele leuchtet.

Alle nordische Liebe hat einen Zug von innerer Ferne: auch wenn sie mit Begehren endet, so beginnt sie doch immer mit Sehnsucht. Sie reckt sich wie eine suchende Hand hinaus in den Abstand. Die edelste Weise nordischen Werbens ist die schweigende Werbung durch Taten, durch gesteigert wertvolle Leistung; aber der Werbende leistet nicht, um Eindruck zu machen, um sich aufzuspielen und überhaupt nicht irgend eines schönen Scheines wegen — das wäre eher mittelländisch geworben —, sondern um durch wirkliche Bewährung des eigenen Wertes der geliebten Frau erst wahrhaft würdig zu werden. Eine abgeschwächte Weise dieser Werbung ist es, wenn der Werbende seine gesteigerte Leistung nicht in der Wirklichkeit, sondern in seinen wachen

[1]) Über die das Judentum bestimmenden Rassen und ihre stileigenen Werte vgl. mein Buch ‚Rasse und Seele' (14. Aufl. München 1940).

Träumen vollbringt. Der nordische Jüngling zumal verliert, wenn er liebt, bisweilen den Boden der Wirklichkeit unter den Füßen und verlegt alles Handeln in den Bereich seiner Träume. Und nicht nur sein Handeln, sondern auch die Gestalt der Geliebten selbst: er träumt das Unmögliche an Vollkommenheit hinein in ein vielleicht recht gewöhnliches Mädchen und hält, aller Wirklichkeit und Erfahrung zum Trotz, noch jahrelang fest an diesem erträumten Bilde. Er gestaltet ihr Bild zum Vorbild. Im tiefsten Grunde tut er ihr so Gewalt an. Er sieht in ihr nicht das, was sie wirklich ist, sondern nimmt ihr Sein als Rohstoff zur Gestaltung: er macht aus ihr das Bild, das er in sich trägt. Verbleibt er mit solcher Gestaltung im Bereich der Träume, so wird er damit zum Poeten (ob er nun Verse dichtet oder nicht); steigt er aber hinab in die Wirklichkeit und bemächtigt sich — etwa durch Heirat — der Frau, die er mit dem geliebten Bilde verwechselt, so wird irgend einmal der Irrtum klar und wird ihm zum Schicksal. Versucht er dann, die widerstrebende Wirklichkeit nach seinem Traumbild umzumodeln, so wird er damit zum Schulmeister und zuletzt zum Pfuscher. Meist aber endet ein solches Traumverhältnis noch in den Jünglingsjahren des Liebenden: es versinkt im Abstand, der hier sich weitet als Kluft zwischen Traumbild und Wirklichkeit. Der Liebende kann nicht reden und wagt es nicht, einfach zu nehmen. Das Mädchen nimmt schließlich einen andern, der minder scheu und stolz, auch minder liebend, dafür aber praktischer ist.

In der Liebe ist ja der Träumer meist erfolglos. Er fühlt dies, und dieses Bewußtsein steigert seine Scheu vor der Wirklichkeit. Er verzagt am Abstand und flüchtet sich in die Welt seiner Träume, dort aber feiert er ungestört sein Fest. Er schwelgt in der inneren Ferne.[1]) — Dem mittelländischen Menschen ist solches Verhalten eine Feigheit oder unverständlich, auf jeden Fall ein Gelächter. Der nordische Mann in seiner Reife mag diesen Jüngling belächeln, aber nicht aus Spott, sondern aus einem mitleidenden Wissen um sein seelisches Verhängnis. —

---

[1]) Wertvolle Aufschlüsse würde ein sauber durchgeführter Vergleich bieten zwischen dem hier angedeuteten nordischen Sonderfall und gewissen „introvertierten Typen" C. G. Jungs sowie dem „schizoiden Typus" E. Kretschmers (vgl. ‚Körperbau und Charakter', 9. u. 10. Aufl. Berlin 1931, S. 130: „Viele schizoide Menschen sind wie kahle römische Häuser, Villen, die ihre Läden vor der grellen Sonne geschlossen haben; in ihrem gedämpften Innenlicht aber werden Feste gefeiert").

Wir haben hier Möglichkeiten nordischen Erlebens gezeichnet, und es versteht sich von selbst, daß wir damit nicht meinen, gerade diese müßten sich an jedem Einzelnen verwirklichen. Neben den beschriebenen gibt es noch ganz andere Möglichkeiten in den Grenzen nordischen Stiles. Manch einer lernt es früh, seine Macht über Menschen ohne Hemmung zu gebrauchen; wo er auftritt, da siegt er im Vorübergehen. Ja, die Überwindung des Abstands kann auch höchst gewaltsame Formen annehmen und zu wirklicher Gewalttat, zu geschlechtlicher Roheit führen. Solcher Roheit sind gerade auch heimlich schüchterne Männer fähig: ihre Roheit ist dann gleichsam eine Empörung wider die Schranken der Art, ein Überrennen des Abstands. Dem reifen Manne aber, auch wenn er als Jüngling ein Schwärmer und scheuer Träumer war, fallen neue nordische Möglichkeiten zu, indem er Abstand gewinnt von sich selber. Die sachliche Meisterschaft, mit der er gewohnt ist, seine beruflichen Pflichten auszuüben, wendet er an auf sich selbst, auf die Betrachtung seines eigenen Wesens. Wenn er liebt, dann stellt er seine Liebe und auch die Geliebte unter sein prüfendes Urteil. Er will sie so, wie sie ihrem Gesetze nach sein muß. Sie soll in voller innerer Freiheit neben ihm oder ihm gegenüber stehen. Er hat es gelernt, den eigenen Wert und fremden Wert zu messen; seine Träume täuschen ihn nicht mehr. Das Ergebnis ist ein sachlicher Antrag. Je tiefer das Gefühl, desto größer dann die Sachlichkeit: sie schützt vor Enthüllung der Tiefe und sie verbürgt den Abstand.

Dies unterscheidet den Norden tief von den meisten, vielleicht von allen anders Gearteten: diese abständige Sachlichkeit im Verkehr der Geschlechter, zumal unter seelisch ausgereiften Menschen. Die Sachlichkeit, so sagten wir, verbürgt den Abstand, aber der Abstand verbürgt auch die Sachlichkeit. So werden Beziehungen möglich zwischen Mann und Weib, in denen „reine Menschlichkeit" — doch in nordischem Stile — sich frei und ungetrübt entfalten kann, ungefährdet durch das Geschlechtliche. Zum Wesen nordischen Adels gehört diese Möglichkeit, daß eine Frau sich — unvermählt — voll in die Hand eines Mannes begebe, ohne daß ihre Würde davon leidet: sie darf vertrauen. Ein großes Vertrauen adelt: den, der es schenkt, und den, dem es gewährt wird. Darum erwächst aus dem großen Vertrauen auch die Gegenmöglichkeit der allerschwersten Schuld: es gibt, nordisch gesehen, keine tiefere Schuld als die, ein großes Ver-

trauen zu brechen. In diesen beiden Möglichkeiten — Vertrauen und Bruch des Vertrauens, Treue und Treubruch — gründet alles sittliche Bewußtsein in der nordischen Gemeinschaft. Ein Totschlag ist sühnbar, ein nordischer Treubruch nicht. Ein zerbrochenes Vertrauen heilt nicht mehr.

Die Sachlichkeit des nordischen Menschen erwächst aus seiner Grundeinstellung zur Welt: er hat seine Welt sich gegenüber als seinen Gegenstand, an dem er immerfort gestaltet. Aber auch diese Sachlichkeit, wenn sie sich auf Menschen richtet, kann gar leicht zur Verzerrung werden, wo nicht eine echte Güte aus ihrem Grunde hervorklingt. Zumal bei Frauen wirkt sie dann oft beleidigend und öde, gleichsam als hätte man es mit kahlen Seelen zu tun. Man trifft diese seelische Kahlheit meist bei äußerst tüchtigen Menschen, die nichts anderes kennen und in nichts anderem leben als in ihrem Berufe. Es sind jene Betriebsmenschen, die niemals eine Minute übrig haben und die immerfort an ihrer Sache liegen wie ein Segel am Winde. Man spürt wohl, daß sie auf ihre Weise wertvoll sind, man achtet sie, aber man kommt zu ihnen in keine menschliche Beziehung, man kommt niemals hinaus über die kalte Anerkennung ihrer Leistung. Der Abstand zwischen Mensch und Mensch verbleibt dann leer und sinnlos. Auch Menschen, die sich die Wohltätigkeit zur Lebensaufgabe machen und sie geradezu beruflich betreiben, z. B. Vorstandsdamen charitativer Vereine, zeigen sich häufig von der seelischen Kahlheit befallen, obschon ihre Antriebe zu jener Tätigkeit nicht immer rein sachlich sind.

Eine verwandte Erscheinung ist jene gleichsam nach Maß gefertigte Güte, die ich die rationierte Güte nennen möchte. Eine ältere norddeutsche Dame sitzt mit ihrem Sohn in einem überfüllten Eisenbahnwagen. Ein schwer kriegsbeschädigter Mann humpelt auf Krücken herein. Der Sohn der Dame erhebt sich, um Platz zu machen. Die Dame winkt ihm, den Platz nicht aufzugeben. Der Kriegsbeschädigte bemerkt es und zögert. Die Dame, ein wenig beschämt: „Doch, setzen Sie sich nur — eine Zeitlang." — Ich fürchte sehr, dieses „eine Zeitlang" ist nur aus nordischem Munde möglich. Die echte, schenkende Güte ist nordischen Menschen nicht leicht gegeben, denn sie leben zu sehr aus sich selber und in sich selber, um aus einem wirklichen Verstehen, einem inneren Miterleben heraus teilnehmen zu können an der Not eines andern. Man hilft ja wohl ein wenig dem verarmten Standesgenossen, aber man läßt ihn fühlen, daß man ihn beschenkt und auch, daß man ihn

um seiner wirtschaftlichen Not willen nicht mehr voll mit zum Stande rechnet. Es ist eben peinlich für den Stand und fast eine Verletzung des Anstands, wenn einer in wirtschaftliche Not gerät. Zu der schenkenden Güte ringen sich nordische Menschen vielleicht nur dann hindurch, wenn ein tiefes Schicksal ihre Seele gepflügt hat. Dann aber, wenn die Güte erst einmal in ihnen frei wird, kann sie wirklich große Züge zeigen: dann wird sie ausgreifend, mächtig und gestaltend sein. Davon haben manche Kreise in Schweden nach dem Weltkriege ein schönes Beispiel gegeben.

Man findet es bei sonst wesentlich nordischen Menschen öfters, daß sie den Abstand im Verkehr betonen. Hierher gehören alle Formen des Standesdünkels. Vom nordischen Vollmenschen aus gesehen, ist dies nicht artrecht, sondern Artverzerrung. Der nordische Mensch braucht den Abstand nicht zu betonen, auch nicht als gesellschaftlich Übergeordneter, etwa als Herrscher: Abstand ist ja immer da. Alle Formen des östlichen Despotismus, zu deren Wesen ein großes Zeremoniell des Abstands nach oben gehört, die Proskynesis, die Formen des Byzantinismus, sie alle sind dem nordischen Menschen fremd und unerträglich. Alles Betonen des Abstands wirkt im nordischen Leben kränkend, eben darum, weil es nicht nötig ist. Artunsichere Menschen verschanzen sich gerne hinter dem Abstand, vergleichbar gesellschaftlich unsicheren Kleinbürgern, die, wenn sie emporkommen, sich öfters auf äußere Formen vermeintlicher Vornehmheit desto beflissener verlegen, je weniger sie wirklich vornehm sind. Wer seines Adels unbedingt gewiß ist, darf auch mit ihm spielen — so sehr sogar, wie es der „tolle Bomberg“ tat.[1]) Den Abstand betont nur, wer für ihn bangen muß, der artfeste nordische Mensch aber fühlt sich seiner gewiß.

Auch den Kampf erlebt der nordische Mensch als eine Form der Gemeinschaft im Abstand, die nur mit ebenbürtigen Gegnern einen höchsten Augenblick erreichen und somit zum „Hochgezeite“ sich vollenden kann. Gemeinschaft ist hier in zwiefacher Richtung gegeben: von Streiter zu Streiter innerhalb der Schar, und vom Streiter zum Gegner. Die festliche Höhe nordischer Kampfgemeinschaft liegt nicht im Siege als solchem, im errungenen Siege, sondern im Griff zum Siege: der Augenblick des gestrecktesten Ausgriffs zum Siege, wenn also der Sieg noch Ferne hat, ist dem nordischen Streiter der höchste Augenblick. Wenn der Freund einsteht für den Freund

[1]) Vgl. Josef Winckler, Der tolle Bomberg. (Stuttgart o. J.)

in äußerster Gefahr — der Gefolgsherr für sein Gefolge und das Gefolge für den Führenden — dann stehen sie alle mitten im Hochgezeit; in den hellen Wangen der nordischen Streitschar blüht dann die höchste Freude:

Sang ward gesungen, Streit ward begunnen,
das Blut schien durch die Wangen: hei, spielten da die Franken![1])

Vollenden kann sich solches Fest nur im Streite mit dem artgleichen Gegner, mit dem eben-bürtigen Feinde, der mit gleicher Streitgebärde gegenübertritt: gestritten wird da nicht allein aus Haß oder um dieses und jenes, sondern darum: der beste Kämpfer zu sein. Artrechter Streit ist dem Nordmann der vollendetste Ausdruck des Abstands und zugleich ein mögliches Gleis seiner Liebe: einander zu lieben im Streite, die Liebe selber auszudrücken durch den Streit, das ist im nordischen Erleben nicht sinnlos, sondern artrechter Gang. Selbst in Hildebrands verhängnisschwerem Waffengange, in welchem der Vater seinen Sohn erschlägt (das Schicksal beider bejahend und die Ferne seines Geschlechtes vernichtend), klingt durch das Weh des Vaterherzens noch etwas von dem herben Fest der streitenden Liebe, das mit dem Tode des Geliebten endet. Das vorgefühlte Weh gibt solchem Streiterlebnis seine höchste Steigerung; der Streiter wirbt dann mit jedem Streich um Achtung und Liebe des Gegners, bis der letzte Streich ihn fällt. So liebt der Percy of Northumberland seinen Gegner Douglas, den er zu Tode geschlagen:

Der Percy lehnt' sich an sein Schwert
Und sah, wie Douglas blich;
Er nahm den Toten bei der Hand,
Sprach: „Mir ist weh um dich!
Dein Leben zu retten, ich auf drei Jahr
Wollt' lassen gern mein Land:
Denn bessern Mann von Hand und Herz
Hat nicht ganz Nord-England."[2])

---

[1]) Sang was gisungan, Wîg was bigunnan,
Bluot skein in wangôn: Spilôdun ther Vrankon!
(Ludwigslied 48 f.)

[2]) The Ancient Ballad of Chevy Chase (Percy's Reliques of Ancient English Poetry I, I, I), übersetzt von Herder (Stimmen der Völker in Liedern III, 18). Englisch:

The Percy leaned on his brand,
and saw the Douglas dee;

Es wird berichtet, daß alternde Männer (um nicht zur Beute eines nachruhmlosen, fernelosen Alterstodes zu werden) gemeinsam ein Schiff bestiegen ohne Ziel der Fahrt; so fuhren sie hinaus ins Immer-Ferne, einander aber fällten sie durch das Schwert. Sie forderten gleichsam Einlaß in die Walhall, die selbst ein Bildwurf solchen liebenden Streites ist.

Der nordische Streiter will seinen Gegner ebenbürtig: zum Hochgezeit kann sich der Kampf aufschwingen nur dann, wenn er in artrechten Gängen geht, und das bedeutet: wenn der Gegner auf die Gebärde des Streitens Antwort gibt mit gleichartiger Streitgebärde. Unfaßbar ist der nordischen Seele das, was uns Deutschen im Weltkrieg begegnete: der „Lügenfeldzug", der nach einem feinberechneten Plane die Verleumdung, Erniedrigung, Beschmutzung des Gegners unternahm, um gierigen Haß zu wecken statt nordischen Heldenstreites. Es ist nicht denkbar, daß er von Angelsachsen geführt (oder besser: betrieben) wurde, auch in England nicht.

Der Ausgriff zum Siege also ist der höchste Augenblick des nordischen Streiters, nicht aber der Augenblick des Sieges selber oder der Genuß des Sieges, der nach dem Siege kommt. Darum kennt die nordische Seele — und vielleicht nur sie — das Hochgezeit im Untergange: sie vermag ihren Leib zu verschwenden an diesen höchsten Augenblick, der „kurz vorm Siege"[1]) leuchtet und der durch solche Verschwendung erst seinen hellsten Glanz empfängt: durch die Verschwendung des Leibes, die den Genuß des Sieges ausschließt. Genuß — eine Empfindung reiner Gegenwart — gilt dem Nordmann wenig gegen den Augenblick, der noch Ferne in sich trägt. Ferne trägt der Augenblick in zwiefachem Sinne: er hat den Sieg noch vor sich und ist ausgestrecktester Griff (und darum Hochgezeit des Ausgriffs), und er verleiht, indem er das Leben im Leibe abbricht, ein neues Leben als zeitloses Vorbild der Gemeinschaft.

Vieh stirbt, es sterben die Sippen,
du selber stirbst wie sie.

He took the dead man by the hand,
and said: „Woe is me for thee!
To have sav'd thy life, I'd have parted with
my lands for years three;
For a better man, of heart nor hand,
was not in all the north country." (V. 157 ff.)

[1]) Stefan George, Der Stern des Bundes, S. 37.

Die Ehre des Liedes lischt niemals
dem, der sich Ruhm errang.
Vieh stirbt, es sterben die Sippen,
du selber stirbst wie sie.
Eins weiß ich, das ewig gilt:
Hall aus harter Tat.[1])

Dieses innere Fest des Sich-Verschwendens im Ausgriff zum Siege ist der Inhalt fast alles frühnordischen Heldensanges: er besingt den höchsten Augenblick des Helden, seinen letzten zugleich und seinen fernereichsten. Das ist es, was den Burgundenkönig (Gunther, den Gunnar des Atle-Liedes) zu den Hunnen treibt; der drohende Verlust des Leibes gilt ihm wenig, das Sich-Verschwenden an das Fest des Ausgriffs und zugleich an die Ferne des Nachruhms ist mehr als alles Dasein in satter Gegenwart. So tritt der Gotenkönig am Vesuv vor seine Schar und ficht als Einzelner wider die feindliche Streitmacht (warum? zum Spaß!): er verschwendet sich im Über-Mute. So gibt Graf Byrhtnóđ, Führer der Angelsachsen, den feindlichen Wikingen den Weg ans Ufer frei: er nützt nicht den Vorteil des Geländes, sondern will gleichen Streit mit gleichem Gegner, weil nur aus solchem Streite ein Hochgezeit erblüht:

Da beschloß der Edeling in seinem Über-Mute,
Feldes zu viel dem Feinde zu lassen;
klingend rief über die kalten Wogen
Byrhtelmes Kind (und die Krieger lauschten):
„Geräumt ist der Weg, kommt rasch ans Ufer,
Gervolk, zum Streite! Gott einzig weiß,
wer an der Wende des Tages die Walstatt hält.“ [2])

[1]) Aus Hávamál. Altisländisch (nach G. Neckels Edda):

Deyr fé, deyja frændr, deyr siálfr it sama; en orztírr deyr aldregi, hveim er sér góđan getr.	Deyr fé, deyja frændr, deyr siálfr it sama; ek veit einn, at aldri deyr: dómr um dauđan hvern.

(Háv. 77 f.)

[2]) Altenglisch: Ða sé eorl ongan for his ofermóde
álýfan landes tó fela láþere đéode;
ongan callían þá ofer cald wæter
Byrhtelmes bearn, beornas gehlyston:
„Nú éow is gerýmed, gáđ ricene tó ús,
guman, tó gúþe: god ána wát,
hwá þære wælstówe wealdan móte.“
(„Byrhtnóđs Tod“ oder „The fight at Maldon“ 89 ff.)

So spielt König Hakon der Gute vor seiner Gefolgschaft fürstlich mit seinem Leibe:

> Er fuhr aus dem Fechtkleid,
> fort warf er die Brünne,
> der Edle des Heervolks,
> eh er zur Schlacht schritt.
> Er lachte mit der Jungschar
> (das Land war zu schirmen),
> der strahlende Streitfürst,
> stand unterm Goldhelm.[1])

Diese Worte sind reinster Klang aus der Wesensmitte der Nordheit. Nur, wer das Hochgezeit des Über-Mutes zu erleben und sich zu verschwenden weiß, ist ein nordisches Vorbild: ein „*Edeling*". Der Name ist sinnlos, wenn er nicht das bedeutet: die artliche Soll-Gestalt, in welcher die höchste Steigerung des Artbilds Wirklichkeit empfängt und in deren Hochgezeiten sich das Artgesetz am vollsten offenbart. Jede andre Verwendung des Wortes, etwa als erstarrter Standesname, ist Mißbrauch.[2])

---

[1]) Snorri Sturluson, saga Hákonar góða k. 30 (Heimskringla, udg. ved Finnur Jónsson, I 212). Altisländisch:

> Hrauðsk ór hervǫ́ðum,
> hratt á vǫll brynju
> vísi verðungar,
> áðr til vígs tœki.
> Lék við ljóðmǫgu,
> skyldi land verja
> gramr enn glaðværi,
> stóð und gollhjalmi.

[2]) Vgl. F. W. *Prinz zur Lippe*, Angewandte Rassenseelenkunde (Leipzig 1931) S. 62: „Es gilt zu unterscheiden zwischen Adel als Gestaltidee und Adel als greifbarer Tatsache, Adel als innerem Wesen und Adel als äußerer Form. Wir waren mit unserem Adelsbegriff und unserer Adelsauffassung sozusagen versteinert, hatten über der Form das Wesen vergessen." — Über adliges Erleben vgl. *Graf Hermann Keyserling*, Das Spektrum Europas (2. Aufl. Heidelberg 1928) S. 250: „Freilich leidet der Mensch desto mehr, je sensitiver und tiefer er ist; doch der höhere verweilt nicht dabei. Ihm ist die Tragödie des Daseins Voraussetzung, wie die Spannungen der Saiten es sind für mögliche Musik. An diesem Punkte tritt denn die letzte Unadeligkeit des Ressentiment-Literaten-Ideals am deutlichsten in Erscheinung. Der Edle läßt unter Umständen sein Leben; er steht innerlich über ihm. Ebendeshalb kann er gar nicht so am Leben leiden, wie dies die moderne Literatur als Zeichen hohen Menschentums preist." Dies ist adliges Erleben *nordischen* Stiles. Für den vorderasiatisch erlebenden Menschen in seiner vollen Entfaltung als Erlösungsmensch (vgl. S. 51) dagegen ist es edel, am Leben zu leiden.

Die Selbst-Verschwendung gerade der Edelsten würde den Untergang der Art schon in ihrer Frühe gezeitigt haben, wenn die nordische Seele nicht auch den Gegenausgriff kennte, der zur „Besinnung“ führt, d. h. zur willentlichen Selbstbeschränkung: zum Verzicht auf höchste Augenblicke im Bewußtsein der Verantwortung für den Fernbau der Art. „Besonnenheit“ ist nicht eine „Eigenschaft“ der nordischen Seele, sondern nur die andere Seite des Über-Mutes, welcher die festliche Fülle des Ausgriffs ist. Die Haltung des Über-Mutes kann in derselben Seele wechseln mit der Besinnung: meist herrscht in der Jugend die eine, im Alter die andere Weise des Ausgriffs. Nur dort, wo die „besonnene“ Selbstbeschränkung endgiltig die Herrschaft hat, gibt es einen Sinn, von Besonnen*heit* (als einer währenden Haltung, nicht einer „Eigenschaft“) zu reden.

9. Schicksal und Einsamkeit.

Es gibt innerhalb des nordischen Erlebens ein Mehr oder Weniger des Abstandhabens. Nicht nur im Sinne einer Stufenleiter der Artvollkommenheit, sondern innerhalb des einzelnen Erlebensganges einer Seele: die einzelne Seele kann sich der Welt, den Genossen der Gemeinschaft bald näher, bald ferner fühlen. Gemeinschaft bedeutet ja vielen eine Minderung des Abstands von Mensch zu Mensch, und es gibt Arten, deren Gemeinschaft auf eine völlige Tilgung des Abstands hindrängt. In der nordischen Gemeinschaft schwindet der Abstand nie. Selbst in der innigsten Verbindung bleibt noch eine Schranke, bleibt noch immer Einsamkeit. Dem frühen Germanen bedeutete die Gemeinschaft des Sippenverbandes viel, aber nicht alles; und je weiter sich die germanische Gesellschaft entfaltete, je weiter sie in ihrer eigenen Richtung ging, desto deutlicher hebt sich der Einzelne von der Gemeinschaft ab.

Ein Schritt auf diesem Wege war der Protest des echten Protestantismus[1]), der sich gegen das überkommene Dogma erhob. Die orientalischen Formen, mit denen die Kirche gesättigt war, die Formen der Massenerregung, sind der nordischen Seele fremd. Alles gemeinsame Dogma, aller Ritus ist gesellig; das selbständige Gewissen aber ist einsam, die „Freiheit eines Christenmenschen“ stellt jede einzelne Seele auf

[1]) „*Protestantismus*“ verstanden etwa im Sinne der Gestaltenreihe, die W. *Erbt* (Der Anfänger unseres Glaubens, Leipzig 1930, S. VIII) aufstellt.

sich selbst. An die Stelle der Massenerregung setzt der wirkliche Protestantismus die Seelsorge, an die Stelle des öffentlichen Gebetes vor Zuschauern — der Prozession, der Litanei — tritt das schweigende Gebet des Einzelnen. Der Dienst an der einzelnen Seele findet seine letzte nordische Form durch die Seelsorge im Sinne Kierkegaards: jeden Einzelnen auf seinem ihm eigenen, ihm innerlich vorgezeichneten besonderen Wege zu seinem Gotte zu leiten[1]). Vor Gott aber steht jede nordische Seele vollendet einsam da: die Verbundenheit mit Gott ist nicht „Gemeinschaft", denn Gott ist kein Weltgenosse.

Es ist behauptet worden, der Germane sei überhaupt nicht zum religiösen Leben „veranlagt". Es ist wohl wahr, daß es germanische Menschen gibt, die nicht zum Glauben begabt sind. Dies aber betrifft den einzelnen Menschen, das „Individuum", nicht die Art als solche. Die Rassen unterscheiden sich nicht dadurch, daß z. B. die eine musikalisch ist und die andere nicht, sondern sie unterscheiden sich durch den Stil ihrer jeweiligen Musikalität: wenn ein Norde musikalisch ist, dann schafft er musikalische Werke nordischen Stiles[2]). Und ebenso wenn ein ostischer Mensch oder ein mittelländischer Mensch musikalisch begabt ist, dann schafft der eine Kunstwerke ostischen, der andere mittelländischen Stiles. Ebenso gilt auf religiösem Gebiete: wenn ein Norde religiös ist, dann geht sein Glaube in einem nordischen Gang, und er schafft Glaubenswerke nordischen Stiles. Die obige Behauptung, der Norde sei nicht religiös, rührt von Leuten her, die beobachten und feststellen, daß der Norde nicht eifrig ist in öffentlichen Verrichtungen des Glaubenslebens, in der Handhabung von kultischen Gebräuchen. Dies trifft wohl zu: der Norde enthüllt sich nicht vor der Menge und tritt nicht auf den Markt mit seinem Gebet und Bekenntnis, sondern geht in seine stille Kammer. Er würde sich schämen, wenn ihn einer belauschte.

Die nordische Seele in ihrer vollen Entfaltung — die voll-abständige Seele — genügt sich selber und gründet in sich selbst: sie bedarf zu ihrem Bestande nicht des Anderen. Nur eine in diesem Sinne

[1]) Vgl. M. Thust, Sören Kierkegaard (München 1931), zumal I, Das Vorbild der Selbstübersteigerung: der Aufruhr des Einzelnen. Dieses Buch enthält tiefste Aufschlüsse über nordischen Stil des Gotterlebens.

[2]) Vgl. J. Leifs, Nordisches in der Musik. Mitteilungen der Islandfreunde, XIX. Jahrg. Heft 3/4; ferner R. Eichenauer, Musik und Rasse (München 1932), S. Günther, Hymnen der Völker — rassenkundl. gesehen (D. Musikpflege 1937), Musikal. Begabung im Schrifttum d. Gegw. (Arch. f. Musikf. II, 3).

selbstgenügsame Seele, eine nordische Seele, vermag es, die letzte Weitung des Abstands zu ertragen, ja als die festliche Höhe ihres stetigen Werdens zu fühlen: die Weitung des Abstands ins Unendliche. Das ist die Einsamkeit des nordischen Schöpfers. Alle Stilbegriffe, unter denen wir die nordische Weise des Erlebens fassen mögen, münden irgendwo in den Begriff der Einsamkeit: wer die Welt sich gegenüber hat, weiß sich von ihr geschieden; alles „Herrschen" macht einsam seinem Wesen nach; selbst die „Leistung", die gesellig scheint, wird einsam als schöpferische Leistung, und auch Verschwendung in ihrem tiefsten Sinne ist nur dem Einsamen möglich.

Die nordische Einsamkeit hat nichts zu tun mit dem Alleinsein. Wer allein ist, braucht nicht einsam zu sein: er kann darum doch mit seinem ganzen Dasein bezogen bleiben auf Gemeinschaft, auf die zuschauende Tribüne der Gesellschaft. Es ist dann nur einstweilen der Vorhang gefallen, doch die Verbindung bleibt. Der Einsame dagegen mag, von außen geschaut, umgeben sein von Vielen, deren jubelnder Zuruf vielleicht sein Ohr umrauscht. Aber all der Lärm der Gesellschaft dringt nicht mehr zu seinem Herzen, denn er hat — nach innen zu — den Ort gefunden, dahin ihm keiner mehr zu folgen vermag. Aber niemand weiß vielleicht von seiner Einsamkeit, ja er sucht sie wie sein Teuerstes zu bergen. Es scheint, als ob er mitten in der Gemeinschaft lebe, in Wahrheit aber ist er ihr längst entwachsen, sie schwingt in seinem Erleben nicht mehr mit. Auch kann es sein, daß er nicht weiß um seine Einsamkeit oder doch wieder und wieder ihrer nicht bewußt ist. Er glaubt, daß er noch völlig mit den Andern lebe, und mit Verwundern merkt er dann von Zeit zu Zeit, daß seine Freunde, wie es scheint, versagen: sie sehen an ihm nur immer dies und jenes, nicht aber seinen seelischen Umriß, nicht sein Gesetz. Doch was von den andern kommt, erschüttert ihn nicht mehr; er gründet in sich selbst und ist unzerstörbar.

Wohl kann die Einsamkeit auch zum Verhängnis werden. Alle germanische Tragödie, von Richard III. und Julius Cäsar und Macbeth und Hamlet bis auf Rosmersholm, gestaltet das Verhängnis der Einsamkeit.[1]) Was weiß der fröhliche Horatio von Hamlets einsamer Not? Dort aber, wo eine nordische Seele zu ihrer vollen Größe ausreift, wird alles Verhängnis an ihr seinen Sinn verlieren. Alles Ver-

---

[1]) Vgl. hierzu R. Bie, Diagnose des Zeitalters (Weimar 1928), z. B. die treffenden Ausführungen des Kap. 7: Der Totenzug (Edvard Munch).

hängnis vermag dann nur, sie zu erhöhen, und sie weiß dann: nur, wenn sie vollendet einsam ist, kann sie dem Bilde ihres Gottes gleichen. Denn der Gott des Nordens ist einsam.

Ich weiß, daß ich hing am windigen Baum
Nächte ganze neun,
gerverwundet, dem Gotte geweiht,
selber ich mir selbst
(an jenem Baume, da jedem fremd,
aus welcher Wurzel er sprießt).
Sie reichten nicht Brot und reichten nicht Trank,
nieder neigte mein Blick.
Auf nahm ich die Runen, nahm sie ächzend auf:
da fiel ich vom Baume befreit.[1])

Der Norde hat die Welt sich gegenüber, und in dieser Welt auch die Macht, die von außen an ihn herantritt: das Schicksal. Wie seine Welt ihm niemals fertig ist, sondern eine werdende Gestaltung seines Willens, und alles als ein Werk aus seiner Hand geht, so ist auch das Schicksal für ihn nicht einfach da, sondern es ist ihm ein Ruf von außen, auf den er seine Antwort gibt. Auch das Schicksal, das an ihn herانklingt, ist ihm etwas, das gestaltet werden will in seinem Griffe. Tief unterscheidet sich der nordische Schicksalswille vom morgenländischen Fatalismus. Der Morgenländer nimmt hin, was ihn trifft: er leidet es, läßt es gebeugten Nackens über sich hingehen. Dem Norden aber ist das Schicksal etwas, mit dem er freudig ringt und gegen das er streitet und das er — im Untergange noch — zu lieben vermag. Die nordische Seele vermag es ja, mit der Schärfe des Schwertes zu lieben: die Helden der Walhall treten allmorgens an zum Streite, aber sie hassen sich nicht, sie küssen sich mit dem Schwerte.

Der Ruf, der ihr von außen klingt, ist der nordischen Seele nur die eine Seite des Schicksals; es kann sich vollenden erst in der Antwort von innen. Was von außen andringt, ist der Seele nur ein Zufall: es *wird* erst Schicksal im gestaltenden Griff der Seele. Wenn dasselbe Geschehnis an zwei Menschen herantritt, so kann es für jeden etwas anderes bedeuten, und was es jedem bedeute, das entscheidet sein seelisches Gesetz. Somit wird dieses Gesetz zum *inneren Schicksal*. Was von außen kommt, ist immer im Wechsel begriffen, das

[1]) Hávamál 138 f.

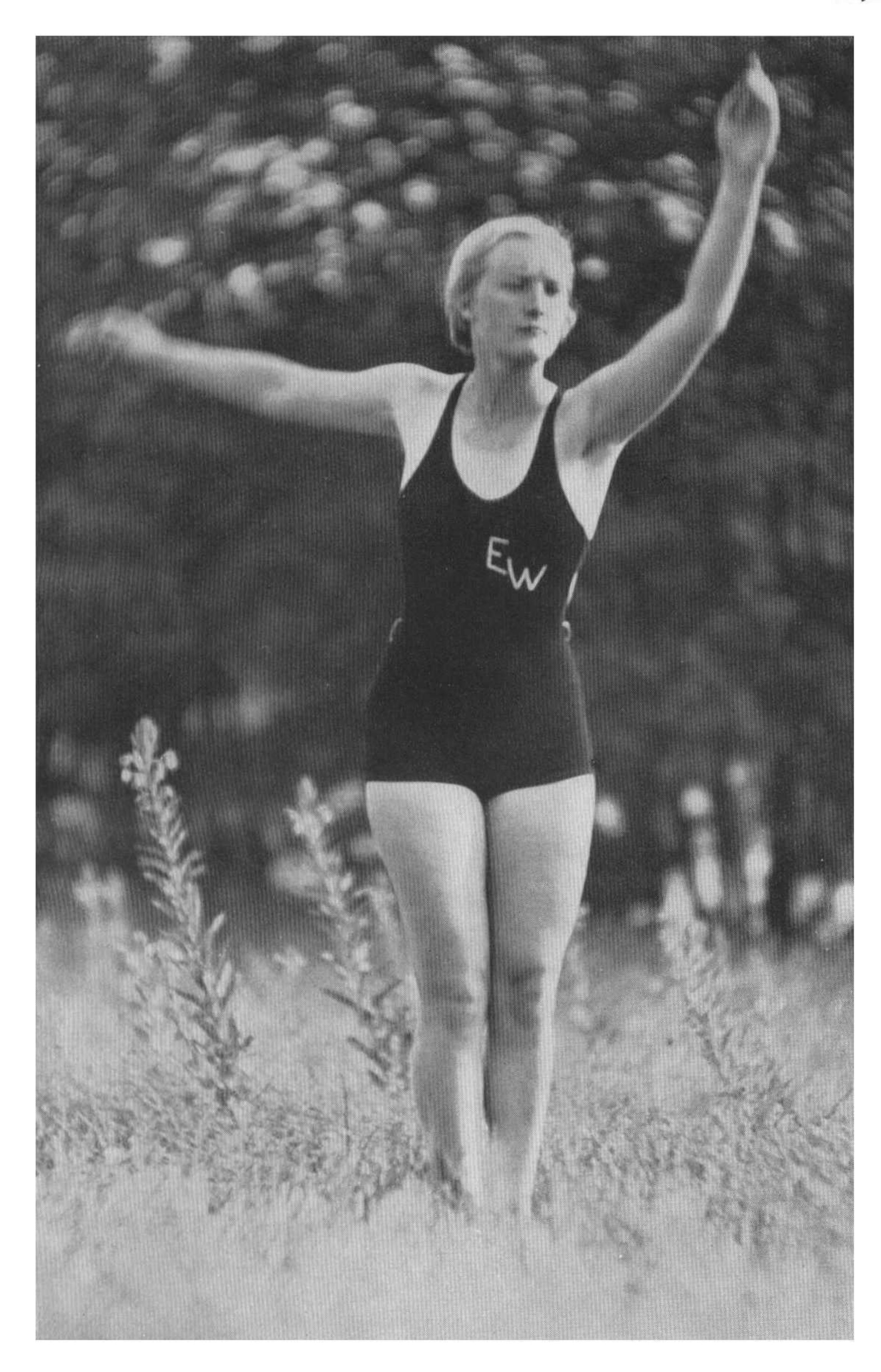
Gesetz aber wechselt nie. Manch einer, dem sein Werk zerstört wird und der verraten wird von allen seinen Freunden, verzagt an der Welt, gibt sich selber auf und verzweifelt. Die nordische Seele antwortet anders auf ein solches Geschehnis: fällt ihr die Hoffnung hin, so streitet sie ohne Hoffnung und liebt auch diesen Streit; ja sie fühlt, daß im Streite ohne Hoffnung sich ihr Heldentum und ihre Freiheit vollendet: mit Hoffnung zu streiten vermag ja wohl auch der Knecht. Nicht das Geschehnis, das von außen herantritt, heißt der nordischen Seele ein Schicksal, sondern das, was sie macht aus ihm.

Der nordische Mensch in seiner vollen Entfaltung blickt seinem Schicksal frei ins Auge und heißt es willkommen, wie immer es auch sei. Er ist der freieste von allen Menschen: er liebt die Gemeinschaft, aber er braucht sie nicht. Aus dem Bewußtsein der Freiheit entspringt jener nordische Über-Mut, der sich ans Schicksal verschwendet. Nur der Einsame, der seinem Schicksal frei ins Auge sieht, kann sich verschwenden. Den Drang der Macht, mit dem er die Welt erobert, ihr seinen Stempel aufdrückt und mit ihr Kegel schiebt, wendet er gegen sich selber, wenn es ihm Spaß macht, und wirft sich in weitem Schwunge hinaus ins Schicksal. Und wenn es ihn überwältigt, so lacht er es aus: mag es den Leib zerstören — das kann das Schicksal —, aber seine Seele erschüttern kann es nicht. So reiten die Nibelungen, als König Etzel sie ruft, und sterben, einsam jeder, ein trotziges Wort auf den Lippen. Und so ritten und reiten die nordischen Streiter noch an jedem Tage.

Auch ihr inneres Schicksal, das Gesetz ihres Wesens, weiß die nordische Seele sich gegenüber zu stellen, es gleichsam von sich abzurücken, es zu betrachten und Abstand zu gewinnen von sich selbst. Aus dieser Möglichkeit entspringt das „selbständige Gewissen“, das alle sittliche Entscheidung der vollnordischen Seele bestimmt.

Tief unterschieden von der nordischen Seele zeigt sich die mittelländische in ihrem Verhalten zu jener letzten, schicksalhaften Einsamkeit, die zum Wesen der Seele gehört und die durch artrechte Gemeinschaft sich zwar mindern, aber niemals völlig sich lösen läßt[1]). Den Drang der Seele nach Gemeinschaft deuteten wir als einen Drang zur Überwindung dieser Einsamkeit; die Weise des Überwindens aber

[1]) Vgl. S. 16.



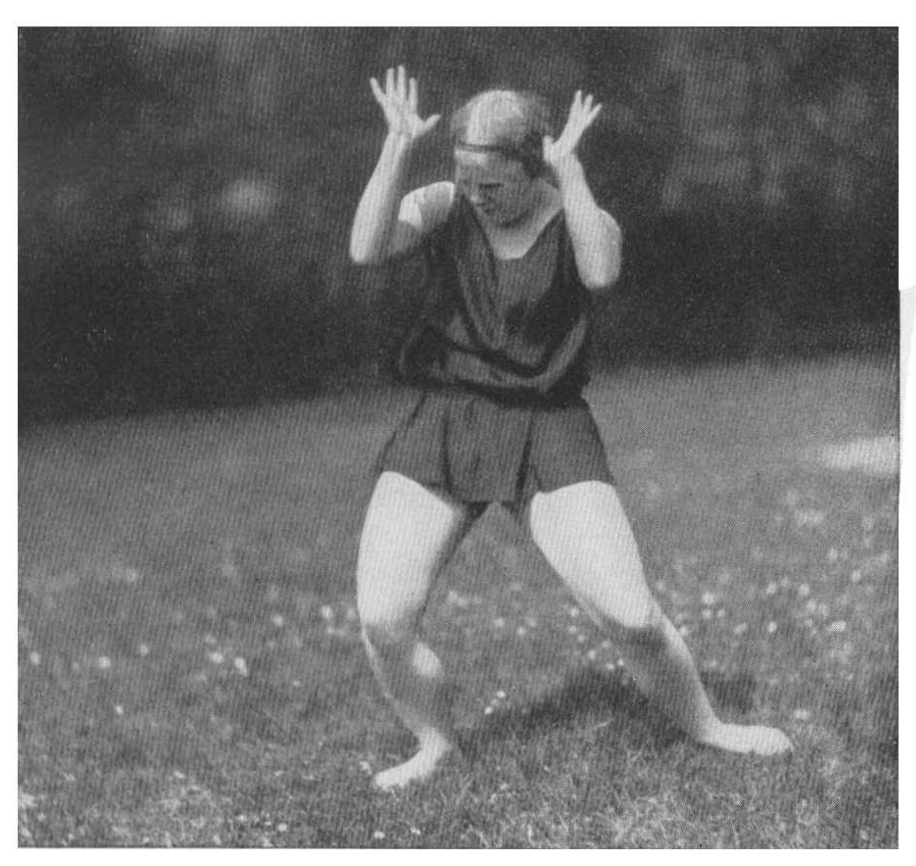
„Germanische“ Erscheinung, im Raume bewegt.
Verbindung nordischer und fälischer Linien: Schwung und Schwere





Leibesübung in nordischem Stile:
leichtes Ausschreiten, Ausgreifen, Ausschwingen





Leibesübung in fälischem Stile:
„Blöcke werden getürmt"



Anmut im Stolz. Jungmädchen aus der Südostmark, wesentlich nordisch.
(Tochter des „dinarischen" Bauern auf Tafel 38)

ist von Grund aus verschieden zwischen Art und Art. Zweierlei Haltung ist möglich in der Gemeinschaft: die Gemeinschaft kann gefügt sein auf dem Grunde einer Bejahung der Einsamkeit oder einer Verneinung. Es gibt Weisen der Gemeinschaft, in welchen die Einsamkeit zwar gemindert wird, aber dennoch bejaht. Zum währenden Verhalten der nordischen Seele, zur Gebärde des Ausgriffs, gehört die Bejahung alles Schicksals und somit auch Bejahung dieser schicksalhaften Einsamkeit der Seele. Das Feld auch dieser Schicksalsbejahung ist der „Abstand“, ohne welchen die nordische Seele nicht leben und sich gebärden kann. Über den Abstand hinweg erhebt sich alle nordische Gemeinschaft als eine Gemeinschaft am Werke: die Seelen werden so gleichsam Brüder und Schwestern in objecto, aber nur solche Seelen, die im tiefsten Grunde doch einsam und der Einsamkeit sich bewußt sind und die letzte, unlösbare Scheide zwischen Seele und Seele, die Scheide des Schicksals, nicht verleugnen oder sich angstvoll abwenden von ihr, sondern ihren Anblick ertragen mit entschlossener Bejahung. Lösung der Scheiden des Schicksals müßten sie als eine Verletzung des Abstands empfinden und somit als eine Vernichtung ihres Lebensfeldes. So sehen wir nordische Ehe gefügt: sie will nicht den Rausch und ist nicht reich an Worten, es bleibt sehr vieles verschwiegen (wenn auch nichts verheimlicht) in ihr; die Verbundenen schreiten gleichsam nebeneinander dem Ziele zu, das sie verbindet und in welchem am reinsten sich ihre Liebe trifft: dem gemeinsamen Werke, das immer ferne verbleibt. So sehen wir nordische Streitgemeinschaft gefügt: jeder der Streiter verbleibt, bei aller Verbundenheit, allzeit ein Einzelstreiter neben dem anderen. Bejahung des Schicksals durchwaltet allen nordischen Kampf, und darin liegt: Bejahung auch des Schicksals, das die Seelen scheidet. Einsam ist der voll-nordische Held; darin erscheint er tief verschieden von allen anderen Helden, die nicht nordisch oder nicht mehr rein nordisch sind, auch schon vom alt-hellenischen. In den Gesängen der Ilias wogt immerfort eine tausendstimmige Masse zuschauend in den Streit der Helden hinein, und diese Stimme gehört dort zum Klang des Liedes. Anders das alte Hildebrandslied. Da ist keine solche Stimme vernehmbar. Zwar auch Hildebrands Einzelstreit mit seinem Sohne wird „zwischen zwei Heeren“ vollbracht, die zuschauend warten; aber dieses Zuschauen bedeutet den Streitenden und auch dem Dichter nichts: die Heere gehen nicht mit ein in die dichterische Gestaltung;

sie sind zwar genannt, doch sie spielen keine Rolle. Die beiden Streiter stehen wie im leeren Felde da (dessen Hintergrund die schweigenden Heere bilden), und sie streiten in eisiger Einsamkeit. Ein gleiches zeigt uns der Untergang der Nibelungen, am reinsten in der altisländischen Gestaltung des Liedes: Hognes und Gunnars Tod. Wohl ist auch da von den Getreuen die Rede und vom Troß der hunnischen Knechte und von anderem; aber das alles sind blasse, schweigende Schatten des Hintergrundes: sie verbleiben fern am Rande der Gestaltung und verstärken noch den Klang der Einsamkeit, in welcher die Brüder antreten, schweigend, zum letzten Waffengange. Und endlich wird auch ihre einsame Zweiheit noch gelöst: einzeln sterben beide. Gunnar will Hognes Herz, seines geliebten Streitgenossen, seines Bruders Herz, auf der Schüssel sehen: er will der letzte Einsame sein, denn erst in der Einsamkeit voll-endet sich seine Heldenstärke:

> Erst waren wir zwei, da quälten noch Sorgen.
> Jetzt leb ich *allein*![1])

Voll-einsam erlebt er am reinsten den Ausgriff zum Siege über die Meute der Geringern, die seinen Leib ermüden und fesseln konnte und die doch an seinem Heldentrotze machtlos steht, ihm zum Gelächter.

All solches Erleben ist der *mittelländischen* Seele fremd und ganz unfaßbar. Auflösen kann auch sie die Scheiden des Schicksals nicht, aber auch nicht sie bejahen. Das Schicksal, das von innen spricht, liegt nicht im Bereiche ihrer gestaltenden Zuwendung; alles Schicksal ist ihr begreiflich nur als eine Macht, die von außen waltet und abschließt und welcher sie sich zu entwinden sucht durch ein gewandtes Spielen. Wie mit den Genossen der Gemeinschaft, so auch mit dem Schicksal knüpft die mittelländische Seele ein Spiel der Beziehung an; das Schicksal ist ihr dann der unheimliche Gegenspieler, der keinen Spaß verträgt und meist das Spiel gewinnt. Wo die mittelländische Seele Einsamkeit erspürt, antwortet sie mit abgewandtem Schauder oder mit einer lauten und in der Tiefe verzweifelten Beredsamkeit; all ihre Gebärde ist deutbar als ein Wegspielen der letzten Einsamkeit: all der feingemessene Takt des mittelländischen

---

[1]) Altisländisch (nach Neckel):

> Ey var mér týia, meðan vit tveir lifðom,
> nú er mér engi, er ek einn lifik!

(Atlakviða 27.)

Lebens und alle feingesponnene Weise seines gesellschaftlichen Spiels entspringt vielleicht zuletzt aus einer Angst vor dem Einsamsein und ist ein Tanz an den Scheiden des Schicksals.

Abstand und Schicksalsbejahung sind wesensfremd allem Taumel, der den betäubenden, schicksalbetrügenden Rausch der Sinne will. Darum bewahrt die nordische Seele, so seltsam dies klingt, auch gegenüber dem Rausche eine sachliche Haltung und verhält sich zu ihm „erobernd“: sie will nicht den Rausch, sondern das Beherrschen des Rausches. Der Rauschtrank ist ihr ein geistentfachender Gegner, den es lachend zu bezwingen gilt mit der Kraft des entfachten Geistes. Der Zutrunk in der nordländischen Methalle ist begleitet von Stegreifsprüchen, welche der Ausdruck dieser Rauschbezwingung sind: nicht der Berauschteste ist der Sieger im Zutrunk, sondern der, welcher in kunstgerechter Spruchgestaltung den Rausch am mächtigsten darniederhält. (Spuren dieser Haltung zeigte auch noch der verblödete Urenkel des frühnordischen Zutrunks: der studentische Sauf-Komment.) Der Streit mit dem Gegner Rausch wird ohne Rückhalt geführt und bietet Seitenbilder zu jener Selbstverschwendung König Hakons, der vor der Schlacht seine Brünne fortwirft im Feste des Über-Mutes[1]). Alles nordische Gelage ist durchklungen von dieser Stimmung: es wird schonungslos, es wird rücksichtslos getrunken! Ihre vergeistigte Fassung findet sich in Platons Gastmahl: nicht der Berauschteste wird da gefeiert, sondern Sokrates (ein von seinem Dichter Platon in diesem Zuge nordisch geschauter Sokrates), der — ein Sieger über die Macht des Weines — im Morgengrauen hinweggeht. — Ausgriff und Abstand beherrscht also den Rausch der nordischen Seele. Der nordischen Haltung zum Rausche steht gegenüber die vorderasiatische Besessenheit: der Norde *hat* den Rausch, der Vorderasiate ist von ihm besessen und *will* besessen sein. Dem berauschenden Gifte gibt er sich genießend hin, indem er gleichsam den kommenden Rausch in sich hineinsaugt; auch wählt er sich andere Gifte als der nordische Trinker: solche, die *seiner* Haltung günstig sind.[2])

Dem entspricht die Haltung des vorderasiatischen Märtyrers: er saugt den Schmerz wie eine berauschende Wonne in sich hinein, sein Leiden ist ein umgekehrtes Genießen. Das nordische Gegenbild ist der

---

[1]) Vgl. S. 42 ff.

[2]) Über den vorderasiatischen Erlösungsmenschen s. L. F. *Clauß*, Rasse und Seele, 5. Abschnitt.

Streiter im Untergange: er trotzt seinem Schmerze, indem er gegen ihn ausgreift nach innen zu; und in diesem Trotze besiegt er seine Überwinder und Quäler, verlacht die Zerstörer seines Leibes und lebt in seinem ungebrochenen Herrscherwillen:

> Hellauf lacht Hogne, als hinein
> zur Brust ihm sägen die scharfen Klingen,
> und klagte nicht. Dann bringen
> sie Hognes Herz zu Gunnar.[1])

Die Jungmädchen-Weise nordischen Stiles ist die ausgreifende Sehnsucht, die Frauen-Weise das „Walten“. Diesen Ausgriffsweisen entsprechen zwei Reingestalten nordischer Weiblichkeit: die stille Traute, wie sie z. B. die Gunnlaugs-Saga zeichnet in Helga, Gunnlaugs Braut; und die Großwaltende („stórráđa“), welche die nordländische Dichtkunst voll tiefer Bewunderung darstellt als Brynhild, als Gudrun (der Laxdœla saga), als Sigrid („er kǫllud var in stórráđa“[2])) usw., in unerschöpflicher Fülle. Die Einheit beider Gestalten im Entfaltungsgange einer Seele zeigt die Kriemhilt des deutschen Nibelungen-Liedes: sie entfaltet sich vom heimlich sehnenden Mädchen bis zur Rachewalterin.

Das Wort „Mädchen“ weist in seiner reinen Innenprägung nur auf die n o r d i s c h e Mädchenweise hin, der Keuschheit eine Sonderform des Abstands bedeutet. „Keuschheit“ hat einen anderen Sinn für andere Arten: gemeint ist da z. B. ein jungfräulicher Zustand des Leibes (ein Zustand, der fast als Ware gewertet werden kann und einen gewissen Kaufwert hat); mittelländische Keuschheit stellt einen bestimmten Reizwert dar im Spiele der geselligen Beziehung.

Abstand und Bejahung des Schicksals durchherrscht auch die nordische Weise der H e i t e r k e i t. Als deren reines Beispiel gelte uns hier ein Stückchen aus der Heimskringla: die Geschichte vom häßlichen Fuß.

---

[1]) Altisländisch (nach Neckel):

> Hló þá Hǫgni, er til hiarta skáro
> kvikvan kumblasmiđ — kløkkva hann sízt hugđi! —
> blóđukt þat á bióđ logđo ok báro fyr Gunnar.
> (Atlakviđa 24.)

Dem zur Seite steht das „Hló þá Brynhildr“ im Bruchstück eines Sigurdliedes (Brot af Sigurđarkviđo 10).

[2]) Heimskringla, saga Óláfs konungs Tryggvasonar k. 60.

Ein Mann hieß Thorarin, Nefjolfs Sohn. Er war Isländer und stammte vom Norden des Landes. Von hoher Abkunft war er nicht, doch klug und redegewandt und wortkeck im Gespräch mit Fürsten. Er war ein großer Seefahrer und lange außerlands. Thorarin war überaus häßlich, vornehmlich darum, weil er so übel gegliedert war: er hatte große und häßliche Hände, aber die Füße waren doch noch viel häßlicher. Thorarin befand sich damals in Tunsberg, als die Ereignisse geschahen, die vorhin erzählt wurden; er war von Gesprächen her dem Könige Olaf bekannt. Thorarin rüstete sein Kaufschiff und wollte im Sommer nach Island. König Olaf hatte Thorarin einige Tage bei sich zu Gaste und besprach mit ihm mancherlei; auch schlief Thorarin in der Königsherberge. Es geschah eines Morgens früh, daß der König wach lag, während andere Männer noch schliefen in der Herberge; da war gerade die Sonne aufgegangen, und es war sehr hell drinnen. Der König sah, daß Thorarin den einen Fuß unter dem Bettzeug hervorgestreckt hatte; er besah eine Weile den Fuß. Da erwachten die Männer in der Herberge. Der König sagte zu Thorarin: „Ich habe eine Weile wach gelegen, da ist mir ein Anblick begegnet, der scheint mir beachtenswert; und das ist der Mannsfuß da, von dem ich glaube, daß hier in der Kaufstatt kein häßlicherer sei als er," — und bat die andern, nachzudenken, ob ihnen nicht das gleiche schiene. Und alle, die ihn sahen, bestätigten, daß es so sei. Thorarin merkte, wovon die Rede war, und antwortete: „Kein Ding ist so einzigartig, daß man nicht hoffen dürfte, seinesgleichen zu finden, und es kommt mir so vor, als sei es auch hier wieder so." Der König sprach: „Eher möchte ich doch dafür einstehen, daß kein gleichhäßlicher Fuß zu finden sei, und wenn ich darum wetten sollte." Da sprach Thorarin: „Ich bin bereit, mit Euch zu wetten, daß ich einen noch häßlicheren Fuß auftreibe hier in der Kaufstatt." Der König sagt: „Da soll der von uns eine Bitte freihaben beim andern, der Recht behält." „So soll es sein," sagt Thorarin; damit streckte er unter dem Bettzeug den andern Fuß hervor, und der war um nichts schöner, und ihm fehlte die große Zehe. Da sprach Thorarin: „Sieh hier nun, König, einen andern Fuß, und der ist um so viel häßlicher, als hier eine Zehe ab ist, und ich habe die Wette gewonnen." Der König sagt: „Nein, jener Fuß ist um so viel un-

schöner, als an ihm fünf häßliche Zehen sind, aber an diesem nur viere, und ich habe die Wette gewonnen.“[1])

Kennzeichnend nordisch ist das Verhalten Thorarins zu der Häßlichkeit seines Fußes: er wendet sich ruhig ihr zu und gestaltet sie zum sachlichen Scherze; er schämt sich nicht seiner Häßlichkeit und fühlt sich durch das Gespräch über sie nicht in seinem Werte betroffen: er ist ja nun einmal häßlich, und dieses Schicksal bejaht sein Scherz. Ein mittelländischer Mensch würde eiligst den Fuß, den (mittelländisch verstanden:) „ertappten“ Fuß, zurückgezogen haben unter das Bettzeug und würde den Spöttern Rache schwören. Man denke an Rostands Cyrano, den Mann mit der häßlichen Nase, in dessen Gegenwart das Wort „Nase“ nicht hörbar werden darf, weil er das Thema seiner Häßlichkeit nicht anders erträgt als höchstens im Spiele seiner eigenen Deklamationen. — Beispiele für die nordische Weise der Heiterkeit, die schicksalbejahende, finden sich überall im nordischen Leben und in seinem Ausdruck, von Walthers und Hagens Gespräch nach ihrem Streit im Wasgenwalde[2]) bis zu den Gesprächen unserer Verwundeten zur Zeit des Weltkriegs, die sich gegenseitig ob ihrer Wunden harmlos verspotteten, auf ihrem einzigen Beine hüpften und mit den Krücken tanzten und ihre Glasaugen sich zuwarfen, als wären es Federbälle: sie bejahten im Scherze das Schicksal, kraft dessen sie Krüppel bleiben ihr Leben lang.

10. Nordisch und Fälisch. „Germanisch.“

Umriß und Farbe jedes Dinges wird am deutlichsten durch Abhebung von einem anders gearteten Hintergrunde. Darum soll in diesem und den nächsten Kapiteln der nordische Stil der Seele und ihres

[1]) Snorri Sturluson, saga ins helga Oláfs konungs k. 85 (Heimskringla, udg. ved F. Jónsson II 156 ff.). Die entscheidenden Stellen lauten dort:

Konungr mælti til Þórarins: „vakat hefi ek um hríð, ok hefi ek sét þá sýn, er mér þykkir mikils um vert, en þat er mannzfótr sá, er ek hygg, at engi skal hér í kaupstaðinum ljótari vera“ —, ok bað aðra menn hyggja at, hvárt svá sýndisk. En allir er sá, þá sǫnnuðu, at svá væri. Þórarinn fann, hvar til mælt var, ok svarar: „fátt er svá einna hluta, at ørvænt sé, at hitti annan slíkan, ok er þat líkligast, at hér sé enn svá.“ ..... Þá mælti Þórarinn: „se hér nú, konungr, annan fót, ok er sjá því ljótari, at hér er af ein táin, ok á ek veðféit“. Konungr segir: „er hinn fótrinn því ófegri, at þar eru v. tær ferligar á þeim, en hér eru iiii., ok á ek at kjósa bœn at þér.“

[2]) Im Walthari-Liede.

Leibes verglichen werden mit anderen Rassenstilen. Der eine ist der fälische Stil, aus dessen Verflechtung mit nordischer Art das „germanische" Wesen als eine schaffende Kraft der Geschichte und Kulturerzeugung hervorging; der zweite ist der mittelländische Stil, dieses äußerste Widerspiel zur fälischen Wucht und Schwere: jener Stil, der in allen Menschentypen und Kulturgebilden mitspricht, die wir als „romanisch" oder als „welsch" bezeichnen.

Als ich vor Jahren einem Lehrgang für künftige Lehrerinnen der Gymnastik beiwohnen durfte, wurden mir Einblicke ins rassische Wesen stilisierter Ausdrucksbewegung vergönnt, die ich in Reihen von Lichtbildern festhielt. Vier Bilder aus diesen Reihen bringen unsere Tafeln 18 und 19. Man sieht da zwei Schülerinnen jenes Lehrgangs, von denen ich jede gebeten hatte, mir diejenige Übung vorzuführen, die ihr die liebste sei und ihr am meisten liege. Beide Schülerinnen waren helläugig, hellhäutig und blond, sonst aber sehr verschieden im Stile ihrer Erscheinung und Gebärde. Die eine war schmalgliedrig, schmalhäuptig, gereckt und schlank: eine typisch nordische Erscheinung; die andere zeigte bei erheblicher Körperhöhe eine Betonung wagrechter Linien: gerade Schultern, über denen sich auf kurzem Halse ein eckiges und breites Gesicht erhob mit klotziger Nase und klaren, biederen Augen, die tief im Gesicht unter wagrechter Falte fast versteckt lagen. Hier war nichts Leichtes und Bewegliches zu finden: alles war stämmig, wuchtig und schwer. Ich erwartete, daß jede der Damen eine völlig andere Übung wählen und jede sie völlig anders stilisieren würde, denn in jedem dieser Leiber lagen andere Möglichkeiten der Bewegung und des Ausdrucks. Und so kam es auch. Die Übung der einen war leichtes Ausschreiten, Ausgreifen, ein Ausschwingen ihrer schlanken, gelenkigen Glieder; die Übung der zweiten aber mutete an, als wolle sie zeigen, wie man Blöcke türmt. (Unwillkürlich dachte ich mir die Bewegungen der zweiten von Beethovenscher Musik begleitet.)

Jedenfalls zeigten auch die gymnastischen Bewegungen dieser zweiten Schülerin deutlich einen in sich geschlossenen Stil, der in den Ausdrucksbahnen ihres Leibes vorgezeichnet und in allem ihrem Ausdruck, in jeder ihrer Bewegungen (nicht nur in den gymnastisch stilisierten) deutlich zu erkennen war.[1]) Mochten sich bei gewissenhafter Zergliede-

[1]) Wesentliche Übereinstimmung mit unserer Auffassung vom ausdruckshaften Sinn der leiblichen Erscheinung findet sich bei L. Klages, Grund-

rung ihrer leiblichen Züge auch leise Spuren rassischer Vermischung finden, so schien es doch unabweislich, gerade die in ihrer „Lieblingsübung" und ihrer gesamten Bewegungsweise zutage tretenden Züge als eine klare Stileinheit und damit als eine im seelenkundlichen Sinne rassische Erscheinung zu verstehen. Die damals schon vorliegenden Arbeiten von Hauschild[1]) und Paudler[2]) wiesen auf einen Zusammenhang so gestalteter Körperlichkeit mit der vorgeschichtlichen Rasse von Cro-Magnon. F. Paudler hat für den lebenden Cro-Magnon-Typus die Bezeichnung dalische Rasse geprägt, weil er sie in der schwedischen Landschaft Dalarne in besonderer Reinheit vorzufinden glaubte. H. F. K. Günther konnte sich „auch bei wiederholtem Besuch dieser Landschaft nicht davon überzeugen, daß dort der Cro-Magnon-Einschlag minder selten sei als in anderen Gebieten Schwedens oder Europas".[3]) Da Einschläge dieser Rasse besonders deutlich in Ost- und Westfalen zu erkennen sind, hat Günther die Bezeichnung fälische Rasse vorgeschlagen. Ich nehme sie auf, um eine verwirrende Vielfältigkeit der Bezeichnungen zu vermeiden. Eine kritische Herausarbeitung des dalischen (fälischen) Typus hat F. Kern in seiner Arbeit „Stammbaum und Artbild der Deutschen" (München 1927) unternommen. Da er von geisteswissenschaftlichen Gebieten her zu dieser Aufgabe vordringt, zeigt er Verständnis auch für den Ausdruckswert der von ihm herausgestellten leiblichen Formen: auch er spricht nun vom „Formsystem" einer Rasse, von ihrem „Körperstil" und ihrem „Bewegungsstil". Darum sind seine Ergebnisse zum guten Teile auch für den Psychologen verwendbar.

Wir zeichnen in diesem Buche den fälischen Menschen nicht um seiner selbst willen, sondern um von ihm die Erlebensweise der nordischen Seele abzuheben. Das nordische Antlitz ist in allen seinen Linien hinausgerichtet; das fälische ruht in sich selbst, besser: es wuchtet in sich selbst. Der Baustil des nordischen Leibes betont die aufstre-

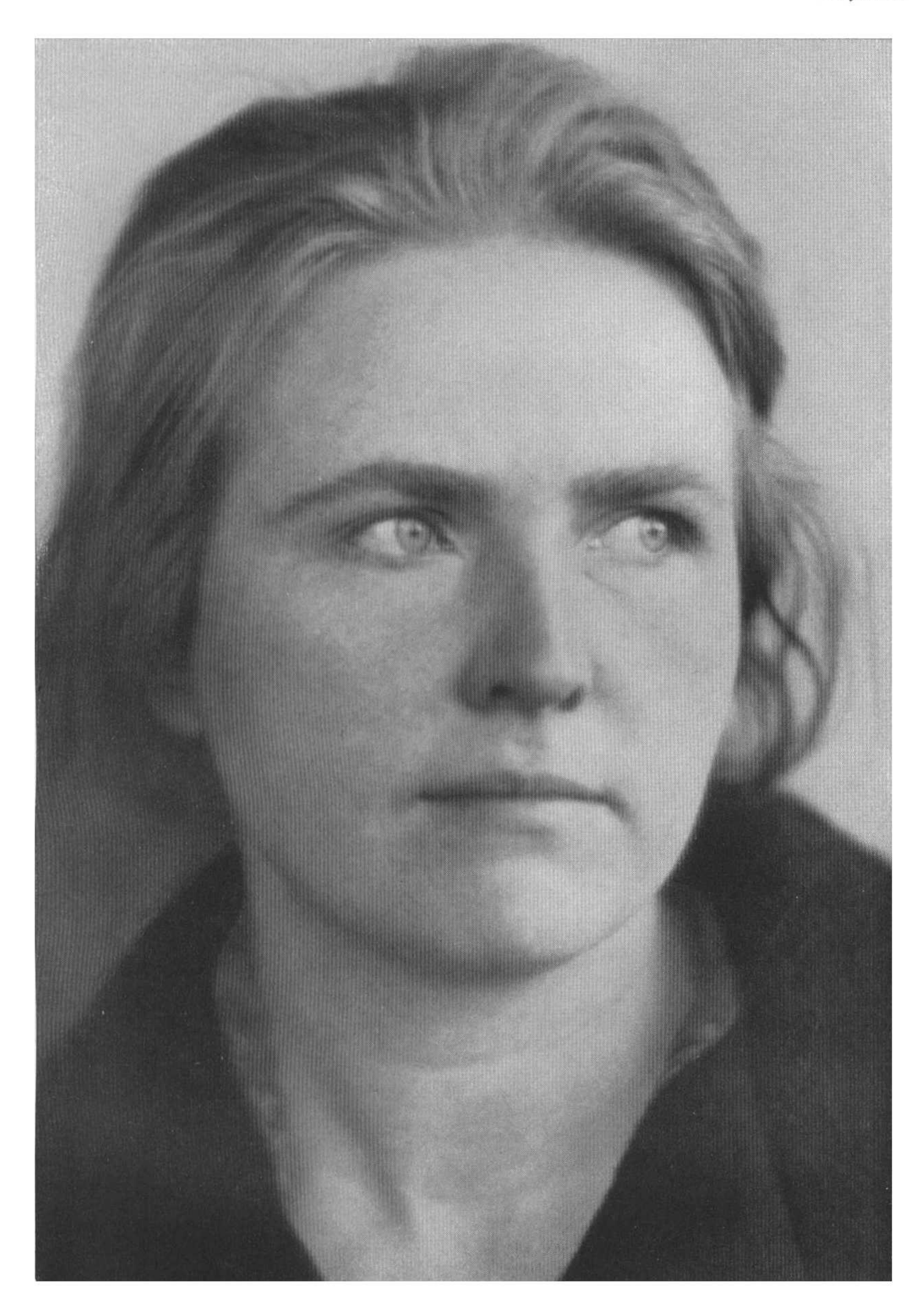
---

legung der Wissenschaft vom Ausdruck (Leipzig 1936). — Vgl. ferner P. Schultze-Naumburg, Kunst und Rasse (München 1928), zumal das 2. Kap.: Der Mensch und sein Kunstwerk.

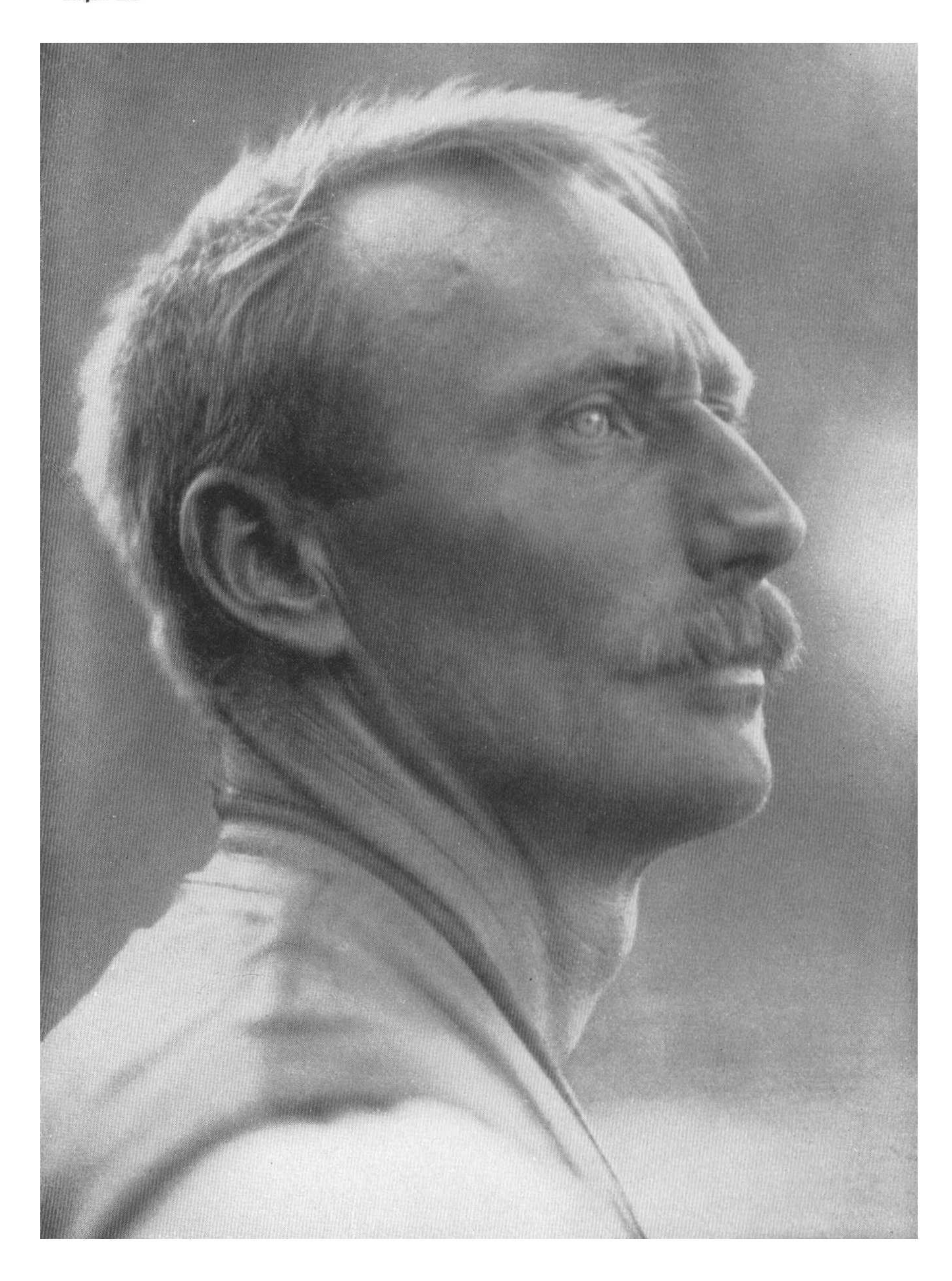
[1]) M. W. Hauschild, Zur Anthropologie der Cro-Magnon-Rasse (Zeitschrift für Ethnologie 1923, Heft 1—4, S. 54 ff.).

[2]) F. Paudler, Die hellfarbigen Rassen und ihre Sprachstämme, Kulturen und Urheimaten (Heidelberg 1924).

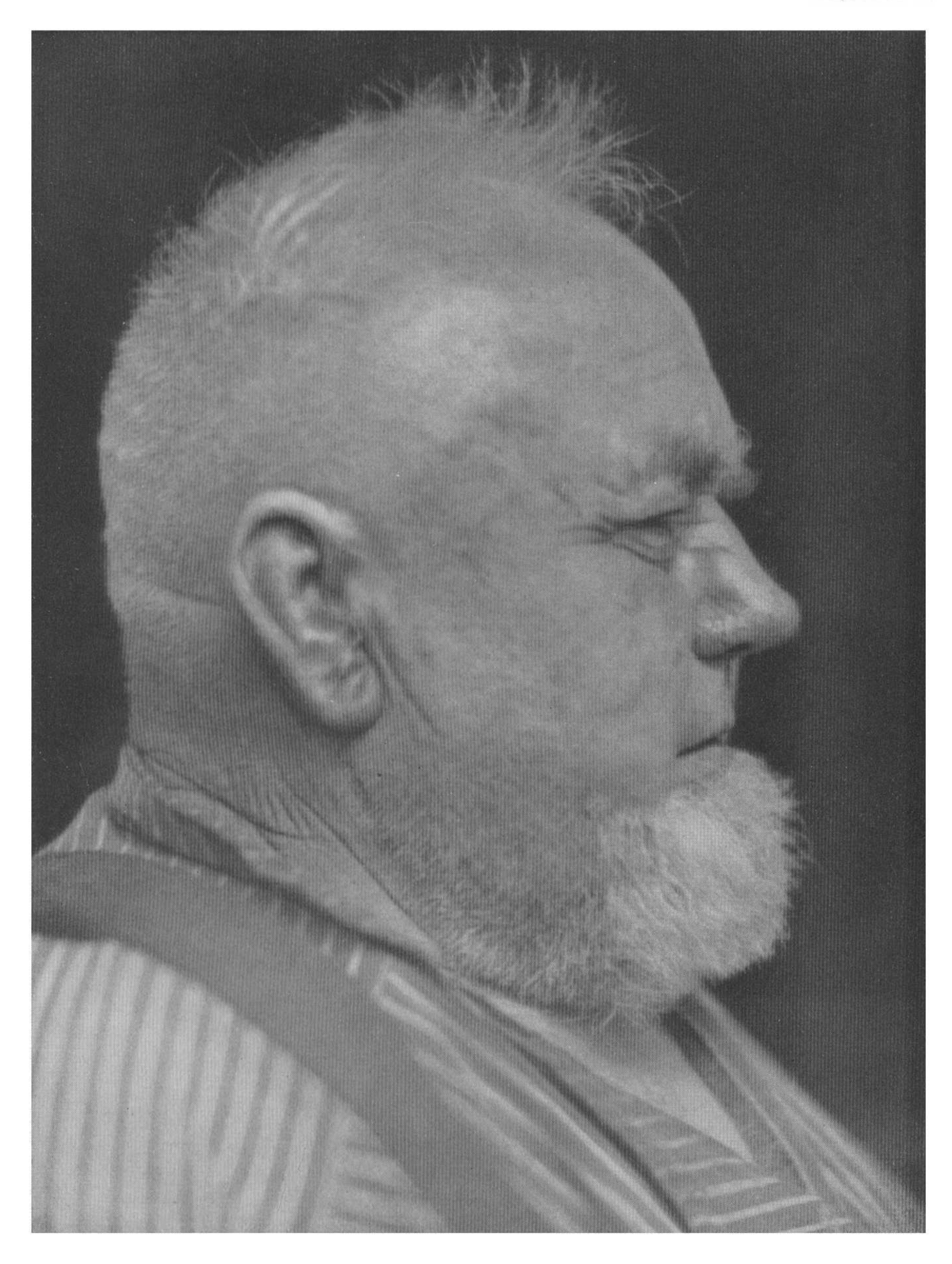
[3]) H. F. K. Günther, Rassenkunde des deutschen Volkes (17. Aufl. München 1933), S. 25.



Frau aus Westfalen, Seemannstochter.
Nordischer Ausgriff, gebrochen durch fälische Schwere



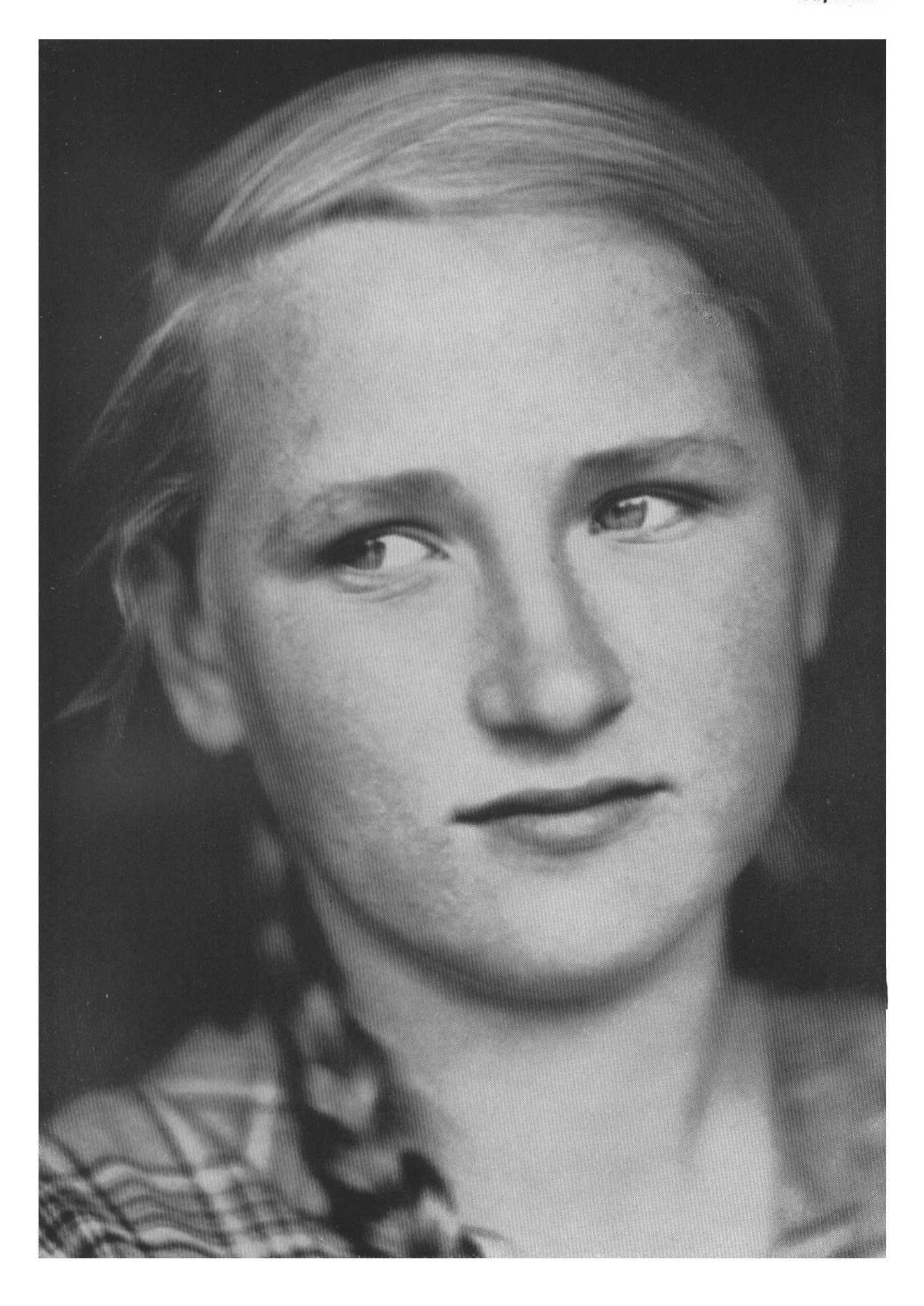
Aus sich hinausgeschleuderte schlanke Bewegung: Ausgriff. Friese, nordisch



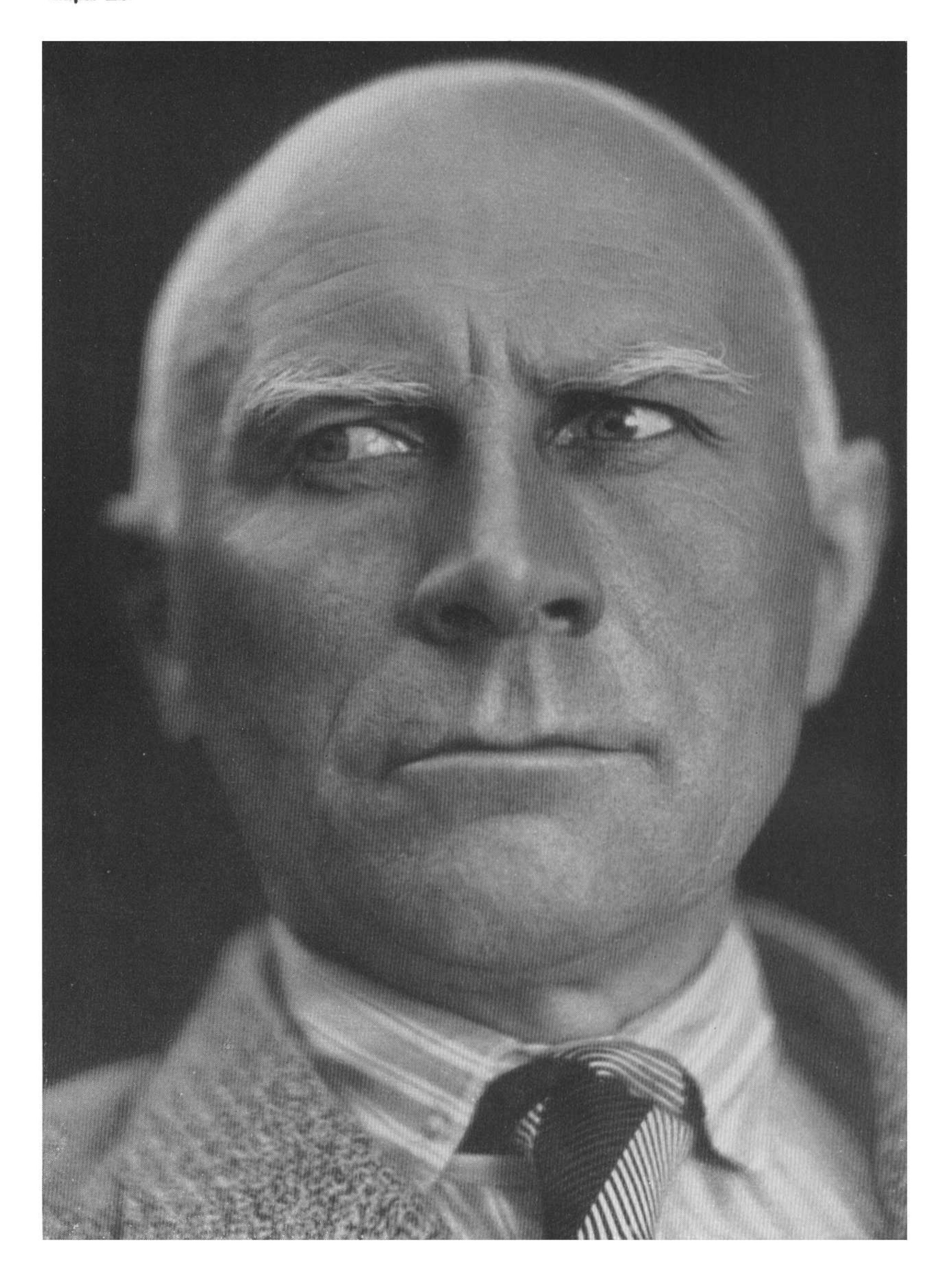
In sich beharrende Wucht. Friese, fälisch



Mädchen aus Westfalen. Fälische und nordische Linien. (Dieselbe wie auf Tafel 17)



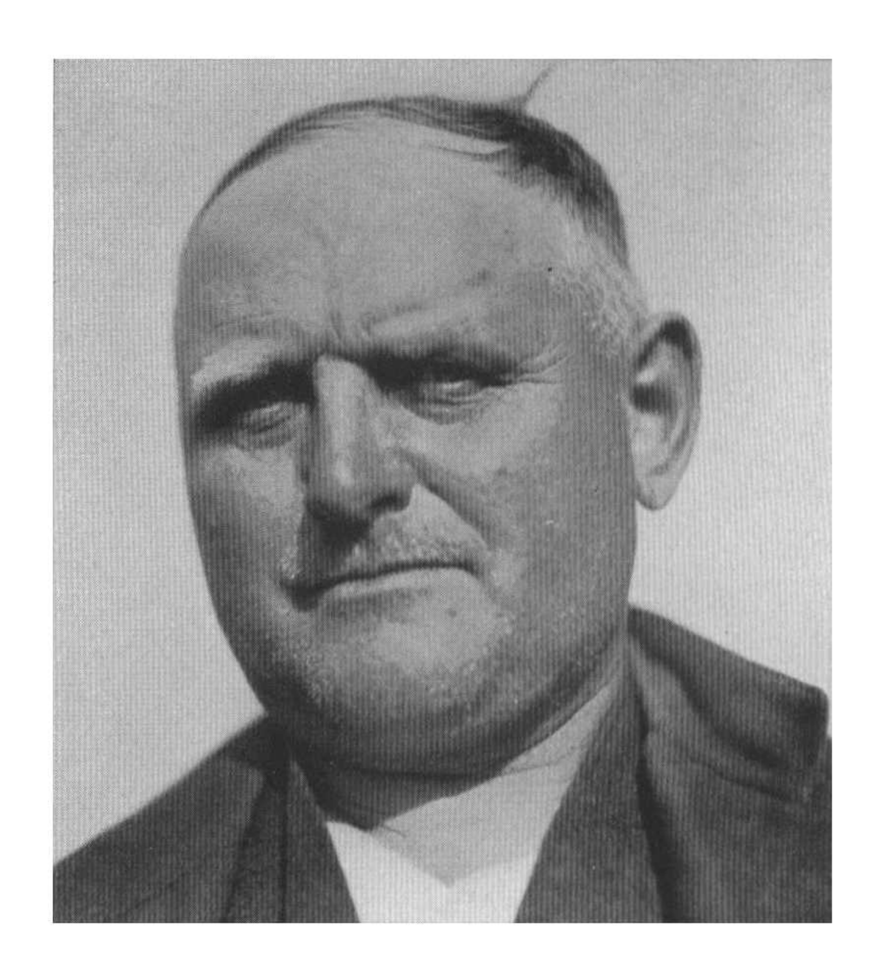
Mädchen aus Nordfriesland. Fälische und nordische Linien



Großbauer aus Dithmarschen (Klaus Heim).
Fälische und nordische Linien. Stolz, der sich sperrt: Stolz in fälischem Stile



Jungbäuerin aus Nordfriesland.
Fälische und nordische Linien. Fälischer Stolz aus innerer Sperrung





Oben: Deutscher Bauer aus Nordfriesland. Wesentlich fälisch
Unten: Niedersachse. Gelehrter (E. Banse), nach seiner Selbstauffassung im Grunde wesentlich Bauer. Fälische Züge bestimmen hier die Gestalt

benden Linien und überwindet die Schwere; der fälische Leib betont die wagrechte Linie und die Schwere selbst. (Gustav Frenssen schildert einmal „echte Germanen, an denen alles breit war, breit der Gang . . . breit die Schädel“ und hat damit wesentlich fälische Menschen vor Augen. Das fälische Antlitz, auch die Stirn, ist breit, während der Schädel, von oben gesehen, von vorne nach hinten zu — also in wagrechter Richtung — lang und schmal ist. Doch sieht man von der Seite zu, so finden sich keine ausschwingenden Linien wie beim nordischen Schädelumriß.) Der nordische Mensch erlebt sich selbst als wesentlich bezogen auf eine Welt, die für ihn da ist, damit er etwas an ihr leiste; die Grundhaltung der fälischen Seele weist auf keinerlei Beziehung zu einer Welt, die außerhalb und gegenüber läge: der fälische Mensch ist bezogen gleichsam auf die Schwere in ihm selbst und auf den Boden, der sie trägt. Im voll-nordischen Erleben ist alles gerichtete Bewegung und Macht; im voll-fälischen Erleben ist alles Wucht und Beharrung.

Der nordische Mensch hat einen unendlichen Umfang möglicher Lebensrollen, die freilich im Grunde alle bezogen sind auf die einzige Rolle des Unternehmenden. Was der Norde auch tun mag, so „unternimmt“ er es: nicht der Inhalt des Tuns ist ihm das Wichtigste, sondern dies: zu unternehmen. Er kann Feldherr sein oder Forscher, Kaufmann, Künstler, Seemann, Staatengründer, Räuber, Bauer oder anderes, und er wird — wenn die Begabung da ist — all diese Rollen miteinander vertauschen können, sofern nur in jeder die Grundrolle des Unternehmenden verbleibt. Seine Treue gilt dem Gesetze seines eigenen Wesens und seiner Leistung; sie gilt dem Genossen am Werk, dem Gefährten und Gefolgsherrn oder der Idee, in deren Dienst er tritt und ihr Gefolgschaft „leistet“. Der Norde kann auch Bauer sein so gut wie etwas anderes: er greift, als ein Landnehmer, nach einem Stück Welt und leistet an ihm bäuerliche Arbeit. Doch ist er nicht diesem einen Stückchen Welt verhaftet: er läßt es leichten Herzens hinter sich, um ein besseres — vielleicht in weiter Ferne — zu gewinnen. — Beim fälischen Menschen liegt all dies umgekehrt. Er ist als Bauer seiner Scholle verhaftet und lebt und stirbt auf ihr; es gibt für ihn vielleicht keinen so schmerzlichen Gedanken wie den: fern seiner Scholle zu sterben. In jeder Rolle, die ihm sein Schicksal auferlegt, verbleibt er im Grunde ein Bauer; die Bauernrolle ist im Grunde seine einzige. Mag er ein Schiffer sein und zwölfmal oder öfter das Kap Horn um-

segeln, so bleibt er innerlich doch auf das kleine Bauerngut bezogen, das in der Heimat auf ihn wartet, und wo er im Alter wieder ausschließlich Bauer sein und dann sterben darf. Die Wellen und Stürme der germanischen Völkerwanderung verbrandeten im deutschen Nordwesten, denn der niedersächsische Stamm, noch heute der fälischste unter den deutschen Stämmen, verharrte auf seiner Scholle und wanderte nicht. Der Norde kann wandern aus reiner Ausfahrtfreude: auch ein geringer äußerer Anstoß treibt ihn leicht; der Fäle ist mit seiner Scholle verwachsen und trennt sich von ihr nur, wenn ein schweres Schicksal ihn zwingt.

Das fälische Auge liegt — in engem Spalt unter gerade verlaufender Falte — wie verschanzt gegen alles, was von außen herantritt. Der fälische Mund ist gerade und breit, aber schmallippig (ein „Sparbüchsenmund", sagt F. Kern): mehr zum Schweigen gemacht als zum Reden. In seiner Grundhaltung erscheint das fälische Antlitz wie abgesperrt gegen die Welt: es zeigt keinerlei Bereitschaft, sich auf irgend etwas einzulassen. Gemeinschaft fügt sich mit fälischen Menschen schwer nach Überwindung vieler inneren Widerstände; doch ist sie gefügt, so hält sie auch: der Fäle beharrt dann fest im Gefügten. Wer mit ihm verbunden ist, findet Halt an ihm; dieser Halt ist der wichtigste Wert, den er der Gemeinschaft verleiht. Wo der Fäle eintritt, verbreitet er um sich Verläßlichkeit und Vertrauen, sei es etwa als Richter, als Pfarrer oder als Arzt. Wenn der fälische Arzt das Krankenzimmer betritt, braucht er nur „Guten Morgen!" zu sagen, so wird dem Kranken schon besser; nicht, was dieser Arzt verschreibt, ist wichtig, sondern daß er da ist: sein Dasein bietet dem Kranken einen heilkräftigen Halt. Er ist ein Riese mit kurzem Hals und breiten, geraden Schultern, ist zwei bis drei Zentner schwer und besitzt das unverrückbare Vertrauen seiner Schutzbefohlenen. In solchem Sinne dürfen wir Hindenburg, dieses Vorbild fälischer Wucht und fälischen Haltes, als den Arzt und Retter seines Volkes sehen: einen fälischen Arzt, der mehr durch sein haltgebendes, wuchtiges Dasein heilt als durch dieses oder jenes Mittel.

Die im fälischen Wesen vorgezeichnete Möglichkeit, an einem inneren Verhängnis zu scheitern (also die Tragik fälischen Stiles) hat Hans Grimm in seinem Hermanus Olewagen gestaltet.[1]) Der Bur Olewagen versteht nicht die äußeren Mächte, zwischen die er hinein-

[1]) Hans Grimm, Die Olewagen Saga (München, Albert Langen).

gerät; er will sie nicht verstehen und weiß sie nicht zu nehmen, sondern sperrt sich gegen sie. Ihm gilt nur, einen Platz zu haben, wo er Wurzel fassen und sich in Freiheit behaupten kann. Der Gedanke, daß um ihn sich Weltgeschichte abspielt, und den Sinn seines Einzelschicksals in sie hinein zu ordnen — ein solcher Gedanke kommt gar nicht an ihn heran. Er denkt an sein Vieh, das kein deutsches Vieh ist und kein englisches, sondern sein eigenes, das zu ihm gehört wie sein Kind, und das ihm keiner anfassen soll. So sieht es aus, wenn ein fälischer Mensch, der Größe hat, sich gegen das Schicksal sperrt anstatt es zu gestalten: er gerät in die Enge und tut, was ihn verdirbt. Das ist ein „Trotz" in fälischem Stile.

Noch andere Züge fälischen Wesens treten in Hans Grimms Burengestalten zutage. Die seelische Abgesperrtheit des fälischen Menschen zeigt sich in der Gemeinschaft leicht durch eine Hemmung des Ausdrucks an: durch ein Schweigen nicht nur der Rede, sondern aller Ausdrucksmittel, die nicht im Wechsel der Farbe bestehen (im Erröten und Erbleichen). Das fälische Schweigen sieht inwendig anders aus als das nordische[1]), doch kann seine Wirkung in der Gemeinschaft — zumal mit nichtfälischen Menschen — genau dieselbe sein. Sie kann auch wie eine Stumpfheit der Seele wirken, wiewohl sie das nicht ist; das Wort „Stumpfheit" trifft eher den Bereich der ostischen Seele und ihres Zerrbilds. Im Verlauf zum Beispiel eines Streites aber kann die fälische Seele plötzlich einem Krampfe verfallen, der ihre Abgesperrtheit und ihr Schweigen sprengt, und dann ist es, wie wenn die Berge bersten und unaufhaltsames Verderben hervorbricht. „Hermanus Olewagen hat die Stumpfheit abgeschüttelt. Er keucht. Er möchte wohl nur bündig reden, doch ist das nun, als wenn ein Stein ins Rollen gerät an der Wetterseite einer Halde. Eins holt zwei, und zwei holt vier, und vier holt sechzehn, und sechzehn holt ein paar hundert, und das Prasseln findet kein Ende, und aus dem Wege ist am besten." [2]) Solchem krampfartigen Ausbruch ihres Innern gegenüber ist die fälische Seele hilflos, fassungslos, gestaltungslos; er kommt über sie wie ein Schicksal, dem sie sich nicht mehr zu sperren vermag, das von ihr Besitz ergreift und sie zwingt, alles, was ihr in den Weg tritt, zu zertrümmern. Es dauert lange, bis der Krampf sich löst, und er löst sich bisweilen nicht anders als durch furchtbare

[1]) Vgl. oben S. 34 f.

[2]) Hans Grimm a. a. O. S. 108.

Taten. „Er lag mit geballten Fäusten, und das verschlossene Antlitz war böse, und das Schelten und Belfern des Träumenden nahm kein Ende in dem schlummernden Hause.“[1]) Ich habe solchen Zerstörungskrampf bei fälischen Männern der verschiedensten deutschen Stämme gesehen, bei Friesen und Niedersachsen wie bei Alemannen. Bisweilen gibt es, wenn ein Mann solchem Krampfe verfällt, noch einen letzten Augenblick der Besinnung, wo er weiß: Jetzt kommt es über mich. Abwenden kann er es nicht. Der Alemanne sagt dann: Jetz gits Dodene! (Jetzt gibt es Tote!) Er sagt es zu sich selbst, nicht laut, sondern wie eine sachliche Feststellung, während er hochrot mit geballten Fäusten und stierenden Augen steht und sein Atem immer schwerer keucht. Er sagt nicht: Ich schlage dich tot!, denn so spricht einer, der noch aus bewußtem Ich heraus lebt und ein Gegenüber hat, ein Ziel, auf das er sich richtet. Hier aber ist kein bewußtes Ich mehr da, hier ist kein Gegenüber, sondern: „es gibt Tote“. Die Urwucht eines gebändigten Riesengeschlechtes zerbricht die Kette des Menschseins. Das ist Berserkergang, furor teutonicus, das fälische Gegenstück zum nordischen Über-Mute[2]). Beide sind germanisch.

Hans Grimm hat zur sprachlichen Gestaltung seiner Olewagen-Geschichte sich die von fälischem Wesen mitbestimmte Weise frühgermanischer Erzählungskunst, nämlich den Saga-Stil, zum Vorbild genommen. Der Edda-Stil ist Ausdruck nordischen Wesens, der Saga-Stil ist nordisch-fälischer Ausdruck, während die Form der Skaldendichtung deutlich auf mittelländisches Ausdrucks-Vorbild hinweist.[3])

Mein Buch „Rasse und Seele“ hat den fälischen Menschen als den Verharrungsmenschen gezeichnet.

II. Nordisch und Mittelländisch. „Romanisch“ und „Welsch“.

Das Wort „welsch“, aus dem Eigennamen eines keltischen Stammes (Volcae) entstanden, dient heute zur Bezeichnung fremden, undeutschen, ungermanischen Wesens. Aber nicht jede beliebige fremde Volksart meint die Sprache mit diesem Worte, z. B. nicht die

[1]) Ebenda S. 109.

[2]) Vgl. oben S. 42 ff.

[3]) Die alt-irische Kultur, von der die alt-isländische Skaldendichtung beeinflußt ist, zeigt deutlich mittelländische Züge.

russische oder sonst eine slavische; das Wort „welsch" meint eine ganz bestimmte Weise, undeutsch zu sein, und zwar jene Weise, die sich zumeist bei den Völkern romanischer Zunge findet. Das Wort enthält einen Blick auf Rassen-Stilgesetze, doch einen unklaren Blick; als wissenschaftliche Bezeichnung für einen scharf gesehenen reinen Rassenstil ist es nicht verwendbar, weil es zu vielerlei Sinn ineinandergedacht enthält. Was wir „welsch" nennen, sind Völker und Kulturen, also nicht Rassen: die welschen Völker sind aus mancherlei Rassen gemischt. Aber nur eine dieser Rassen ist allem heutigen Welschtum gemeinsam, nämlich die mittelländische Rasse.

Ihr artlicher Zusammenhang mit dem Stile der Mittelmeerlandschaft wurde schon im 6. Abschnitt gezeichnet. Ihre leibliche Erscheinung ist der des nordischen Menschen in manchen Zügen verwandt: sie ist feingliedrig und schlank, schmalhäuptig mit ausgeschwungenem Hinterhaupte; all ihre Linien weisen auf Bewegung. Doch ist sie nicht hoch aufragend und „mächtig" wie die Erscheinung des nordischen Leibes, sondern klein und zierlich, spielerisch und weich. Der tiefste Unterschied beider Leiber liegt in den Farben und den darin gegebenen Ausdrucksmitteln: der nordische Leib ist hell und empfindlich für Wechsel der Farbe als Ausdruck (Erröten und Erbleichen); der mittelländische Leib ist dunkelhaarig und dunkeläugig und hat in seiner leicht getönten Haut kein empfindliches Ausdrucksmittel. Die Ausdrucksfreude der mittelländischen Seele bevorzugt andere Mittel: die Muskel- und Gliederbewegung, die Fülle der Gebärden.

Wir wiederholen aus unserem vorigen Abschnitt: das Blut der fälischen Rasse finden wir, vermischt mit nordischem Blute, in allen germanischen Stämmen; manche germanischen Stammestümer, wie das friesische und das niedersächsische, sind in ihrer Eigenart ganz wesentlich durch diesen fälischen Einschlag bestimmt. Die Anmischung fälischen Stiles läßt sich aus dem, was wir germanisches Wesen nennen, nicht fortdenken. „Germanisch" ist ein Kulturbegriff; germanische Kulturschöpfung ist rassisch bedingt durch eine Verbindung nordischen Stiles mit fälischem.[1]) — Das Blut der mittelländischen Rasse hat am germanischen Wesen keinen unmittelbaren Anteil: nur wenig mit-

[1]) Der „dinarische" Anteil an der germanischen Gesamtkultur ist noch zu wenig erforscht, als daß er hier erörtert werden dürfte. Selbst die Frage, ob der als „dinarisch" gesehene Menschenschlag eine Rasse im strengen Sinne oder aber eine rassische Stilverbindung (mit starkem nordischen Anteil) sei, wartet noch auf ihre Lösung. Vgl. Tafel 37—40 und Kap. 14 am Ende.

telländisches Blut ist in die germanischen Stämme eingedrungen. Doch außerhalb der heute germanisch verbliebenen Welt hat sich Nordisch mit Mittelländisch verbunden und zwar so, daß aus dieser Verbindung Kulturen und Völker mit ausgeprägtem Eigenstil entstanden: einem Stile zweiter Hand, der eben eine Verflechtung nordischer Linien mit mittelländischen darstellt. Dies sind die „romanischen" Völker und Kulturen (so benannt nach ihren romanischen Sprachen, die von der „römischen", nämlich vom Vulgärlatein, abstammen).

„Romanisch" und „welsch" sind nicht dasselbe. „Romanisch" ist ein künstliches Wort der Wissenschaft und bezeichnet in erster Linie Kulturgüter von bestimmter, geschichtlich entstandener Form, einer nordisch-mittelländischen Mischform. „Welsch" ist ein Volkswort und enthält Gesinnungswerte, die aus dem Verlauf einer stürmischen Nachbarschaft mit Völkern romanischer Zunge stammen. Nordisches aber ist (anders als beim Worte „romanisch") bei diesem Volkswort keineswegs mitgedacht: es sieht die so benannten Völker nicht von ihrer uns verwandten (nordischen) Seite, sondern nur von ihrer fremden. Ein Teil der Völker romanischer Zunge hat ja im Verlaufe seiner geschichtlichen Entwicklung von seinem nordischen Blutsgehalte mehr und mehr verloren, und soweit dies zutrifft, hängt auch das (nordisch mitbestimmte) romanische Geisteserbe dieser Völker mehr und mehr in der Luft. Was uns heute „welsch" heißt, sind Völker mit rassisch mannigfaltig vermischten, aber wenig nordischen Zügen; doch ist diese Mischung von ihrem mittelländischen Bestandteil zusammengehalten und von seinem Stile beherrscht.

Für uns Germanen ist die Erkenntnis romanischen Wesens — seiner ursprünglichen Verwandtschaft mit uns im Gegensatze zu der zunehmenden Fremdheit des „Welschtums" — darum so wichtig, weil romanische Kultur als Vorbild mächtig in die Geschichte auch der germanischen Kulturen hereingewirkt hat. Die Zeit scheint angebrochen, da der germanische Mensch nach seinen inneren Grenzen forscht und gewillt ist, diese Grenzen um jeden Preis zu halten; denn ein Verlust der Grenzen ist ein Verlust der Gestalt. Germanisches Wesen stellt in sich die Verbindung zweier Rassenstile dar: des nordischen mit dem fälischen. Diese Verbindung war gleichsam ein Wagnis der Geschichte (oder „Vor"-Geschichte), und das Wagnis ist geglückt: aus ihm ist eine Gestalt hervorgegangen, die sich in der Geschichte schöpferisch bewährt hat. Die Verbindung Nordisch-Fälisch

trägt Gegensätze in sich, die reich an Gefahren sind: an Gefahren des Widerstreites und des Nicht-Verstehens innerhalb der Gemeinschaft und innerhalb der einzelnen Seele. Die Gefahr für den einzelnen Menschen, für den Einzelfall von Gemeinschaft als Ehe, Sippe, Freundschaft, besteht noch immer und wird niemals enden: noch immer ist die Möglichkeit gegeben, daß z. B. die Ehe eines nordischen Deutschen mit einer fälischen Deutschen am Nicht-Verstehen scheitert. Aber germanisches **Volk** als schöpferische Gemeinschaft hat sich zusammengeschmiedet in seiner Schöpfung, der germanischen Kultur: für diese Gemeinschaft ist die Gefahr des Scheiterns am inneren Widerstreite überstanden — sofern die Grenze dieses gewordenen Germanentums gewahrt wird. Nimmt es wahllos immer Fremderes in sich auf, so zerbirst sein Wesen: die Gestalt zerfällt und die Teile verstehen einander nicht mehr. **Wo aber kein Verstehen ist, da ist auch keine Gemeinschaft, und wo keine Gemeinschaft ist, da ist auch keine Kultur.** Wenn wissenschaftliche Erkenntnis die Kraft hat, Geschichte mitzuschaffen, dann ist hier der Einsatzpunkt für die Rassenseelenkunde: sie hat jene Grenzen zu suchen, die kein Volk, keine Bluts- und Kulturgemeinschaft überschreiten oder öffnen darf, ohne sich selbst zu zerstören. Seelische Grenzforschung also ist heute ein geschichtliches Amt.

Wir heben den nordischen Stil des Erlebens nun ab vom mittelländischen Stile. In den Händen der mittelländischen Menschen wird alles, was sie fassen, irgendwie zum Spielzeug. Und sie spielen mit Anmut, ja die **Anmut im Spiele** macht gerade den eigentlichen Wert dieser Menschen aus, der innerhalb ihrer eigenen, artrechten Wertordnung vielleicht der nordischen **Macht in der Leistung** entspricht.

Bei dem Worte Spiel ist nicht nur an heiteres Spiel zu denken. Der Mittelländer kann sein Spiel sehr ernst nehmen und ist zu rascher Tat bereit gegen den, der es stört. Der Dolch sitzt ihm locker in der Scheide. Sehr ernst nimmt er gewiß sein Liebesspiel. Ich will damit nicht sagen, daß er treu sei. Treue hat einen Zug in die Ferne der Zeit, in die Zukunft; der Mittelländer kennt nicht Ferne und Zukunft, er lebt in der Gegenwart. Auch er hat Abstand von seiner Umwelt, von den Genossen der Gemeinschaft, aber nicht einen Abstand der kühlen